

Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4 spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteur:
„Mercur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 9.

Sonnabend, den 2. März 1889.

III. Jahrgang.

Die Verlängerung des Sozialistengesetzes.
— **Normalarbeitstag und Arbeitszeitverkürzung.**
— **Die Lage des Proletariates in Italien. II.**
— **Ein Spitzel und ein Fälscher. — Zur Frauenfrage. — Vom Arbeitsbureau in Washington.**
Modernes Elend. Skizze aus dem Dresdener Asyl für Obdachlose von Hermann Teistler.
— **Die Maschine im Schumachergerwerbe. — Klaffenglück und Massenglück.**
Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches. — Vereine und Versammlungen.

Das Sozialistengesetz

wird uns also — wie das preussische Ministerium unter Borstz des Fürsten Bismarck am Sonntag beschlossen haben soll — wahrscheinlich unverändert erhalten bleiben.

Die armen Nationalliberalen, die sich fruchtlos ihren Kopf über einen genügenden „Ersatz“ des unerfülllichen Ausnahmegesetzes zerbrachen, werden sich rasch mit dieser Thatsache zu versöhnen wissen. War ihnen das Ausnahmegesetz doch nur darum unangenehm, weil sie den immer wiederkehrenden „aufregenden“ Diskussionen über die Verlängerung des Gesetzes aus dem Wege gehen wollten. Das Gesetz ließen sie sich schon gefallen, aber die befürchteten Debatten über seine Dauer, das ist es, was sie fürchten, und was sie beunruhigt.

Der Sozialdemokratie kann es natürlich vollkommen gleich sein, ob sie auf dem Wege des Ausnahmegesetzes geschworen oder auf dem Wege eines Spezialgesetzes, das doch auch ein Ausnahmegesetz ist und bleibt — auch wenn es im Rahmen des gemeinen Rechtes seinen Platz fände — gebraten wird.

Der künftigen Diskussion dieser Ausnahmebestimmungen würden die Anhänger derselben — auch wenn es anders gekommen wäre wie nach der Sonntagsitzung zu vermuthen ist — auf keinen Fall überhoben gewesen sein. An dem Tage, wo das Ausnahmegesetz in irgend welcher Form eine dauernde Institution wird, erwacht für die sozialdemokratische Vertretung im Reichstage die Pflicht — und sie wird diese Pflicht erfüllen — in jeder Session des Reichstags den Antrag auf Aufhebung der Ausnahmebestimmungen zu stellen. Damit wird die Diskussion aufs Neue eröffnet, wird die umfangreichste Kritik der Gesetzesbestimmungen und ihrer Handhabung möglich und zwar unter Bedingungen, die für die Anhänger des Gesetzes noch ungünstiger sind als gegenwärtig.

Aber wenn auch, wie nunmehr wahrscheinlich, das Ausnahmegesetz in seiner jetzigen Gestalt abermals verlängert wird, so tritt auch künftig die Frage an die sozialdemokratische Fraktion heran, ob sie die Diskussion über die Aufhebung des Gesetzes durch einen bezüglichen Antrag nicht alljährlich erneuern will. Sie hat gar keine Verpflichtung zu warten, bis der Endtermin herankommt.

Die Furcht der Reichstagsmehrheit vor solchen Diskussionen und der Widerwille der Massen gegen die Ausnahmegeetze muß ausgenützt werden.

Die Fraktion muß aggressiv vorgehen, je aggressiver, um so besser.

Zum Normalarbeitstag und zur Arbeitszeitverkürzung.

Die „Achtstundenfrage“ wird neuerdings in einer Broschüre des Engländers Tom Mann (Eight hours a day) behandelt, aus welcher wir, obwohl nicht in jeder Beziehung mit deren Inhalt übereinstimmend, einen Auszug bringen, welcher die hauptsächlichsten Argumente für den Achtstunden- und damit für den Normalarbeitstag enthält.

Mann schreibt:

„Wir haben in Großbritannien ungefähr sieben Millionen erwachsene Arbeiter, die, abgesehen von

Uebersarbeit, täglich neun Stunden arbeiten. Rechnen wir einmal aus, wie Vielen Arbeit verschafft werden kann, wenn man die Anzahl der Arbeitsstunden um eine vermindert. Von den sieben Millionen Arbeitern sind nach ungefährender Schätzung 900 000 ohne Beschäftigung, was mit ihren Frauen und Kindern eine Gesamtzahl von 3 1/2 bis 4 Millionen Menschen ausmacht, die sich ohne Existenzmittel befinden. Nimmt man nun den sechs Millionen Arbeitenden je eine Stunde Arbeitszeit ab, so entsteht sofort ein Bedarf nach 750 000 anderen Arbeitern, um die Arbeit der abgezogenen Stunden zu verrichten.

„Diese 750 000 Arbeiter, aus dem Elend gezogen, beginnen sofort zu „leben und leben zu lassen“, so daß sie einen neuen Strom in der Produktion erzeugen, denn es sind so viele Konsumenten mehr. Heute sind es nur Elende.

„Es ist wahr, es wird wohl nicht lange anhalten, der heutige Zustand wird zurückkehren durch die Verbesserungen an den vorhandenen Maschinen und durch neue Erfindungen auf dem Gebiete der Industrie. Doch in der Zwischenzeit wäre viel Elend gelindert, während den Arbeitern die freie Stunde zu weiteren geistigen Entwicklung dienen kann.

„Ich weiß, daß Viele behaupten, die Einführung des Achtstundentages werde alle Hoffnung auf Beseitigung des Lohnsystems nehmen, da die Arbeiter sich mit ihrem Loos zufrieden geben würden, wenn die Lebensbedingungen günstiger sind.

„Doch ist das gerade Gegenteil wahr. Ich bin selbst Arbeiter, seit meiner Jugend habe ich auf dem Felde, in Minen und an sonstigen Werkplätzen gearbeitet, ich weiß aus Erfahrung, welchen Nutzen ein strebsamer Arbeiter aus einer freien Stunde ziehen kann. Ich kenne englische Arbeiter, die in ihrer Jugend kämpften, um eine Abendsschule besuchen oder in den Lesezälen und Bibliotheken erste Werke lesen zu können, um sich so einen richtigen Begriff über die sozialen und ökonomischen Fragen zu bilden.

„Ein zweiter Einwurf gegen das Achtstundensystem ist folgender: Wie wünschenswert es auch sei, die Arbeitsstunden zu vermindern, so ist dies doch unmöglich durch die Konkurrenz des Auslandes. Nimmt man dort das Achtstundensystem an, dann kann es in England ebenfalls geschehen; wenn nicht, thun wir es auch nicht.

„Darauf antworte ich, daß jeder englische Arbeiter (an einem Arbeitstag von neun Stunden) mehr verrichtet, als ein Arbeiter irgend welcher europäischen Nation. Und was übrigens unsere einheimischen Industriefächer betrifft, so ist die Klage über die fremde Konkurrenz nur ein Sprüchelchen, welches der Unternehmer erfindet, um seinen „Händen“ die unerschämtesten Zumuthungen zu machen.

„Verstehen wir wohl, daß der Reichtum nur einer einzigen Quelle entspringt, nämlich der nützlichen, d. i. gewinngebenden Arbeit. Je mehr Arbeiter, je mehr Reichtum, wenn man, wohl zu verstehen, genügend Rohmaterial in Borrath hat. Und so lange die Welt besteht, haben die Menschen mehr erzeugt, wie sie verbraucht haben sammt ihren Familien.

„Die Zahlen beweisen, daß England in einem kurzen Arbeitstag mehr erzeugt, denn irgend eine Nation des festen Landes. Der Engländer arbeitet neun Stunden, während in anderen Ländern noch ein Arbeitstag von 12, 14 bis 16 Stunden üblich ist, ohne die Ueberzeit zu rechnen. Und dennoch, welche Ergebnisse! Gibt es ein mächtigeres Argument für das Achtstunden-System?

„In einem Pariser katholischen Blatt (La croix) stand unlängst: „Die Sonntagsarbeit, das übermäßige Arbeiten von Frauen und Kindern und selbst von erwachsenen Männern, wüthet gleich einer Pest in ganz Europa. Das Uebermaß an Arbeitsstunden an Sonn- und Wochentagen ruiniert diejenigen, welche arbeiten, und läßt diejenigen verhungern, die nichts zu arbeiten haben.“ Hier ist der Christ mit dem Sozialisten vollkommen einig.

„Die wichtigste Schlussfolgerung hieraus ist — fährt

Mann fort — daß es nicht die Länder sind, wo die niedrigsten Löhne gezahlt werden, welche am besten mit der englischen Industrie konkurriren können.

„Nehmen wir ein einzelnes Beispiel aus unserer Industrie. Die Eisenbahnbau-Unternehmer und Arbeiter dieser Branche lagen in den letzten drei Jahren in stetem Zwist. Die ersteren blieben dabei, daß die Schiffbauer des Festlandes uns den Rang ablaufen würden, wenn die englischen Arbeiter nicht zustimmten, eine Lohnverminderung und Arbeitszeiterhöhung zu akzeptieren. Es wurde eine Deputation von Arbeitern nach dem Festland geschickt, um den wahren Stand der Dinge zu untersuchen. Sie stellte fest, daß Deutschland unser meist zu beachtender Konkurrent sei. Im Jahre 1885 lieferte Deutschland 22 326 Tonnen (d. i. eine Anzahl Schiffe, die zusammen so viel fassen konnten). Doch in England ließ eine einzige Firma am Clyde für 40 000 Tonnen vom Stapel. Frankreich erzeugte 10 000 Tonnen, Belgien 5212; doch im selben Jahre kamen auf dem Tyne allein 103 000 Tonnen auf's Wasser!

„Die englische Industrie mit höherem Lohn und weniger Arbeitszeit hat also keinen einzigen ernstlichen Konkurrenten, indem das Festland bei übermäßiger Arbeit und Hungerlöhnen nur 100 000 Tonnen erzeugte gegen 540 182 von den englischen Werften gelieferten Tonnen. Diese Untersuchung war entscheidend.

„Ist es nicht hohe Zeit, angesichts dieser Thatsachen, daß wir das Achtstunden-System einführen, ohne zu warten, daß das Festland uns das Vorbild gebe? Ist es nicht hohe Zeit, daß wir die Herabsetzung des Arbeitstages fordern, um unseren Brüdern, die jetzt durch gezwungene Arbeitslosigkeit auf den Straßen laufen, Arbeit zu verschaffen?

„Alle Arbeiter müssen hierbei mitwirken, um sobald als möglich den glücklichen Tag begrüßen zu können, an dem jeder Arbeiter Arbeit und kein einziger deren zu viel haben wird.“

Und was für England in dieser Beziehung gilt, das gilt in noch bedeutend stärkerem Maße für Deutschland mit seinen endlosen Arbeitstagen.

Die Lage des Proletariates in Italien.

II.

Die Ausnutzung der Masse hat in Italien einen so hohen Grad erreicht, daß die Interessen der Bourgeoisie selber bei den verschiedenen Seiten dieser Ausbeutung mit einander in Konflikt gerathen.

Die Hungerlöhne, welche der Kapitalist zahlt, drücken die Konsumfähigkeit des italienischen Proletariates auf das niedrigste Niveau, es kann nur ein Minimum konsumieren, und wenn dieses Minimum durch indirekte Steuern vertheuert werden soll, so kann seine Kaufkraft der Steigerung nicht folgen. Die italienische Regierung vertheuert dem Volke Alkohol und Tabak, da aber die Arbeitgeber die Löhne nicht steigerten, schränkte der Proletarier seine Ausgaben ein. Obgleich die indirekten Steuern auf Gebrauchsartikel durchgängig erhöht wurden, zeigen die aus ihnen gewonnenen Einkünfte doch ein Minus von 20 Millionen, das sich nur durch den schrecklichen Nothstand, nur durch die stark gesunkene Kaufkraft der Masse erklärt. Wo der Kapitalist genommen, da hat der Staat das Recht verloren, könnte man ein bekanntes Sprichwort parodieren.

Trotz alledem laufen die vorliegenden Pläne über die Ausgleichung des Defizits darauf hinaus, dasselbe durch weitere indirekte Steuern zu decken, in erster Linie durch eine Erhöhung der Salzsteuer um 5 Centesimi pro Kilogramm, durch Steigerung der Register- und Stempelsteuer, durch Einführung einer Abgabe auf Raabe und Gewichte, auf die Eisenbahnbillets, durch Erhöhung der Tarife für Transport — lauter Abgaben, die im Wesentlichen auf das produzierende und konsumierende Volk abgewälzt werden können.

Ganz bescheiden und verschämt wagt sich neben allen

diesen Projekten der Plan hervor, den Grundbesitz mit weiteren 10 Centesimi zu besteuern, und dieser Plan stößt auf den energischen Widerstand der gesammten Grund- und Fabrikbarone, während der stärkere Druck der indirekten Steuern als etwas Selbstverständliches betrachtet wird. Nur hin und wieder werden Stimmen laut, welche eine Steigerung der Staatseinkünfte durch Erhöhung der indirekten Steuern für ein Ding der Unmöglichkeit erklären, „da das italienische Volk bereits auf ein Nahrungsregime angewiesen sei, das nur Brot und Salz aufweise“, „der Nationalreichtum auf der Halbinsel sehr ungleich vertheilt und die Masse der Staatsbürger nicht reich sei und sehr mäßig lebe.“ Die einzigen Gebrauchsartikel, die geeignet seien durch höhere Besteuerung das Staatseinkommen zu vergrößern, seien Brot und Salz, und diese in Friedenszeiten ins Unersehliche zu verteuern sei nicht rathsam. In einfachem Deutsch will der aus einem „gemäßigten“ Blatte herausgegriffene Passus einfach besagen, daß der italienische Nationalreichtum Eigentum weniger Kapitalisten, daß die Masse in einen Pauperismus versunken ist, der sie zu einer unmenschlichen Existenz verurtheilt, so daß sie sich fast ausschließlich von trockenem Brote mit Salz ernährt. *) Wollte man auf die indirekte Steuerkraft der Masse spekuliren, so müsse man Brot und Salz wie in Kriegszeiten besteuern und verteuern, was indeß ein klüßliches Ding sei, da die Masse dann aufmucken könne, denn von Nichts könnte sogar der an Entbehrungen gewöhnte italienische Plebs nicht leben.

Der hochkonservative englische „Standard“ läßt sich über die italienischen Budget- und Steuerverhältnisse die Aeußerung entschlüpfen, „daß das italienische Budget außerhalb aller vernünftigen Verhältnissen gewachsen ist, und daß, wenn heute die Arbeiterklasse in den Städten und auf dem Lande ihre Unzufriedenheit mit der für sie geschaffenen Lage ausdrücken, die Schuld davon nur an den Regierenden liegt, welche das Land weit über seine Kräfte und über das, was das Nationalgefühl verlangt, belastet haben.“

Während der Staat immer höhere Anforderungen an die Steuerkraft stellt, werden die Erwerbverhältnisse täglich ungünstiger. Industrie und Ackerbau fallen aus einer Krise in die andere, die Hungerlöhne wechseln mit vollständiger Arbeitslosigkeit ab. Der kleine Grundbesitz des ganzen Landes, der Nordprovinzen sowohl wie von Apulien und Kalabrien, von Sizilien und Sardinien ist gründlich ruiniert. Nur die großen Latifundienbesitzer treiben nach wie vor ihr Schäfschen ins Trockene und scheeren es reichlich, der Kleinbesitzer ist dagegen meist nicht in der Lage, sein Fleckchen Land zu bewirtschaften. Tausende Kleinbäuerlicher Eigentümer haben ihre Sütchen an den Staat abgetreten, da sie außer Stande waren, die rückständigen Steuern zu entrichten, da der Prozentsatz der Staat- und Kommuneabgaben oft 70—80 Prozent ihres Einkommens beträgt. Hunderte von Kleinbauern aus der Gegend von Sorso (Sardinien) suchen in einer Petition an die Regierung um Erlass der Grundsteuer nach. Die Konkurrenz des Großbesitzes und des Auslandes, Mißernten und hohe Abgaben haben für den italienischen Kleinbauer eine fürchterliche Krisis geschaffen, welche der Großgrundbesitz als Vorwand gebraucht, sich selbst einer höheren und bequem zu ertragenden Belastung zu entziehen. Die Lage der bäuerlichen Lohnarbeiter entspricht derjenigen der Kleinbesitzer. In Piemont, der Lombardei, Venetien, in den südlichen Provinzen und Sizilien nebst Sardinien liegen Tausende von bäuerlichen Arbeitern auf den Landstraßen und Plätzen, brechen vor Erschöpfung und Hunger zusammen und betteln um Brot für die zahlreichen Kinder. In dem Distrikt von Sorato allein sollen 20 000 brotlose Landarbeiter herumlungern. Die Deputirten von Sardinien drohen mit einer Massenemission, wenn die Regierung nicht Hagen- und Eisenbahnbauten in Angriff nimmt und „den erschütterten Kredit“ wieder herstellt.

Die industrielle Krise wüthet nicht minder schrecklich als die agrarische. Nur in Toskana und Mittelitalien ist die Lage in industrieller Beziehung eine relativ erträgliche. In allen anderen Theilen des Landes stehen Hunderte von Betrieben geschlossen, liegen Tausende von Proletariern auf dem Pflaster, durchziehen die Straßen der Städte, um Arbeit oder Brot bittend. Es giebt fast keine italienische Stadt, für die nicht Manifestationen der Arbeitslosen zu verzeichnen wären, Manifestationen, die der Regel nach ruhig und friedlich verlaufen, nichts desto weniger aber durch Massenverhaftungen beantwortet werden. In ganz Oberitalien leiden besonders die Bauhandwerker, in Mantua sind z. B. die Maurer schon seit drei Monaten ohne Beschäftigung.

Anlaß zu den stürmischen Manifestationen der Arbeitslosen von Rom gab in erster Linie der Nothstand der Erd- und Bauarbeiter. Die Projekte großartiger Kommunal- und Staatsbauten hatten Tausende von Arbeitern nach Rom gelockt, in Folge des Nothstandes, der Ebbe, die in allen öffentlichen Klassen herrscht, wurden die meisten der angefangenen Arbeiten unterbrochen oder gar nicht erst in Angriff genommen.

Zu der Krise der Baugewerke hat außerdem ganz bedeutend die schamlose Spekulation auf Baustellen und Häuser beigetragen, die aus den ersten Jahren des Sieges der Bourgeoisie datirt. Zumal der römischen Aristokratie und Bourgeoisie hatte sich ein wahres Bau- und Spekulationsfieber bemächtigt. Bau- und Häuserbanken wurden gegründet, die eine Masse von Obligationen (Schuldverschreibungen) herausgaben, die in keinem Verhältniß zum realen Werth des Grund und Bodens und der Immobilien

standen, sondern nach deren fiktivem Werthe berechnet waren. Der unvermeidliche Krach führte zu einem rapiden und beträchtlichen Sinken der Preise Weider, die Banken zweiter Größe gingen in der Folge pleite, die Banken erster Ordnung schränkten ihre Geschäfte ein, die Börse ward mit werthlosen Papieren überschwemmt, die weder in Paris noch London und Berlin Abnehmer fanden. Es fehlte am Kapital, um weiter zu spekuliren und weiter zu bauen.

In hervorragender Weise hat auch die auf Rechnung des Liebaugelns mit Deutschland zu setzende Nichterneuerung des Handelsvertrags mit Frankreich dazu beigetragen, daß die Krise mit Riesenschritten heraufzog und Riesendimensionen annahm. Die Nichterneuerung des Handelsvertrags zwischen beiden Ländern hat eine fast gänzliche Störung der Handelsbeziehungen zwischen denselben im Gefolge geführt, die in geradezu lähmender und tödtender Weise auf die gesammte italienische Industrie zurückwirkte, und dies nicht nur direkt, sondern auch indirekt dadurch, daß sie die Börse von Paris beinahe gänzlich gegen die schon ohnehin ungern akzeptirten, oft unsicheren italienischen Werthe schloß. Die aus Abbrechung der kommerziellen Beziehungen mit Frankreich entstandene Umsatzverminderung des italienischen Handels wird für das vergangene Jahr auf zirta eine Milliarde geschätzt. Das Staatsbudget allein schon weist einen Ausfall von fast 100 Millionen Zollsteuern auf. Natürlich ist es der arme Mann, der hier und da den Ausfall zu tragen hat, hier durch Verminderung oder Versiegung seiner Einnahme, da durch Erhöhung seiner Lasten.

Der allgemeine Nothstand des italienischen Proletariates gelangt nicht nur in den Manifestationen zum Ausdruck, er äußert sich auch in einer bedeutenden Zunahme der Verbrechen gegen Personen und Eigentum. In Süditalien hat das Banditenwesen beträchtlich weiter um sich gegriffen, seitdem die agrarische Krise herrscht. Vor Allem aber ist die stetig steigende Zahl der aus Italien Auswandernden ein guter Gradmesser für die Misere der gesellschaftlichen Zustände. Niemand kann es dem italienischen Arbeiter verargen, wenn er den Staub des Vaterlandes von den Füßen schüttelt, das ihm nur den Bettelstab, den Banditismus und das Gefängniß bietet. Nicht nur in die Nachbarländer, auch nach Amerika ergießt sich ein breiter Strom Derer, denen im Lande üppiger Fruchtbarkeit der Hungertod entgegen grinst.

Ist es die Schuld der italienischen Arbeiter, daß sie der vaterländische Kapitalist an eine niedrige Lebenshaltung, daß er sie daran gewöhnt hat, sich mit einem Hungerlohn zufrieden zu geben, ist es ihre Schuld, daß der französische, deutsche und amerikanische Kapitalist auf diesen Umstand spekulirt, um billige Hände zu kaufen und die Löhne zu drücken? Schlägereien und Meibereien zwischen inländischen und eingewanderten Arbeitern werden den Mißstand durchaus nicht beseitigen, er kann allein bekämpft werden durch gründliche Besserung der sozialen Verhältnisse.

Ein Spittel und ein Fälscher.

Der große Prozeß, durch welchen Parnell und seinen Freunden die Verbindung mit den verschiedensten Gewaltthaten in Irland nachgewiesen werden sollte, hat mit einem kläglichen Fiasko der „Times“ und der mit ihr verbündeten englischen Toryregierung geendet, sodas die Leute, welche Parnell eine Falle zu legen gedachten, nur Neklame für ihn gemacht und sich selber gewaltig bloßgestellt haben.

Charakteristisch für den Prozeß sind nun einige Zeugen. Da ist zunächst ein Spittel, Major L. Caron. Caron war im nordamerikanischen Bürgerkrieg Offizier in der Armee der Vereinigten Staaten und trat im Jahre 1865 in den Bund der Fenier (den bekannten irischen Geheimbund). Er wurde bald in den „inneren Rath“ gewählt und im Jahre 1869 mit der Aufgabe betraut, einen bewaffneten Einfall in Kanada zu organisiren, der gleichzeitig mit der Landung der Fenier in Irland und der offenen Empörung auf der grünen Insel stattfinden sollte. Der fenische Major warb Truppen in den Vereinigten Staaten an, gewann in Kanada Anhänger und — hielt die kanadisch-englische Regierung gleichzeitig von jedem seiner Schritte unterrichtet! Niemand ahnte im fenischen Bunde seinen Verrath, und er behielt das volle Vertrauen der leitenden Persönlichkeiten, welche er im Jahre 1880 abermals verrieth, als er nach Paris berufen und von da nach Irland gesandt wurde, um dort die Geheimgesellschaften besser zu organisiren. Während er im vollen Vertrauen O'Connell's, Davitt's und anderer von ihm genannter Führer stand, hielt er wieder gleichzeitig die englische Regierung über Alles auf dem Laufenden!

Caron's Verhöhr dauerte mehrere Tage. Der sehr anrühige Zeuge erklärte natürlich, daß er „nur aus Loyalität und Liebe zum Vaterlande“ in seiner Eigenschaft als britischer Unterthan und ehemaliger Offizier und mit der Absicht Mitglied des berüchtigten Geheimbundes Clan-a-gael, d. h. der irischen Bruderschaft, geworden ist, um in ihre Geheimnisse eingeweiht zu werden und sich durch deren Mittheilung an die englischen Behörden und durch den Verrath der geplanten Anschläge nützlich zu erweisen.

Ueber zwanzig Jahre gehörte Caron dem Geheimbunde an. Er führte ein Tagebuch, in welchem er alle Vorkommnisse von irgend welcher Bedeutung und Bemerkungen über die hervorragenden Mitglieder des Bundes und ihre Beziehungen zu den irischen Führern niederschrieb; zugleich sammelte er alle Erlasse des Exekutiv-Komitees und die an ihn gerichteten vertraulichen Briefe der Leiter der Verschwörung und ihrer Freunde.

Seine Aussagen sind natürlich höchst zweifelhafter Art, aber selbst sie beweisen von neuem, daß die englische Regierung gar nichts Besseres thun kann, um die Sache des Clan-a-gael und der irischen republikanischen Bruderschaft zu fördern, als Irland mit Ausnahmegelesen zu behandeln, und daß die Anwendung der Gewalt regelmäßig zu Gewaltthaten seitens der Unterdrückten führt. Je härter die englische Regierung in Irland verfuhr, desto größer wurde die Macht und der Einfluß der Geheimbündler und desto mehr Anhänger fanden sie für ihren Endzweck: Irland vom britischen Joche zu befreien und für Irland als Republik die nationale Selbständigkeit und Unabhängigkeit zurückzugewinnen. Dieser Zweck wird in allen Proklamationen an die Mitglieder und in den Befehlen an die einzelnen „Lager“ beständig wiederholt. Alle Mitglieder sind Soldaten in der geheimen Armee, die, wenn man den Angaben Caron's trauen darf, über 60 000 kampffähige Männer zählt, welche auf den Tag warten, wo England in einen auswärtigen Krieg verwickelt ist, um auf ein gegebenes Signal sich zu erheben und den Kampf um Irlands Freiheit und Unabhängigkeit mit dem verhassten Erbfeinde aufzunehmen. Die Heißsporne der Partei wollten im Jahre 1879 los schlagen; die leitenden Personen wußten dies aber abzuwenden und überzeugten die Dränger, daß die „Armee“ nicht genügend gerüstet, eingelebt und organisirt sei, um den Kampf mit dem wohl vorbereiteten Gegner aufzunehmen. Der offene Aufstand in Irland hing aber damals nur an einem Faden; alle Pläne zum Miethen von Schiffen und zur Landung der irisch-amerikanischen Korps waren entworfen (und von Caron an die englische Regierung verrathen); Waffen und Munition waren in Irland massenhaft eingeschmuggelt; Geld zur Kriegführung befand sich vollauf in den Kassen der Bündler; die Zeit begünstigte außerdem mit ihrer Roth und der Härte der damaligen Zwangsgesetze einen allgemeinen Aufstand in Irland; England hatte aber die Hände frei und konnte seine ganze Macht gegen die Iren wenden. So unterblieb, trotz allen Drängens eines großen Theiles der Bündler, die Revolution, nachdem zwei Abgesandte des Exekutiv-Komitees über die Lage der Dinge in Irland berichtet hatten — die eigentliche parnellitische Agitation nahm ihren gewaltigen Aufschwung und gab den Vertretern Irlands die gewaltige Macht, mit der alle englischen Staatsmänner heute rechnen müssen.

Nun aber zu dem Fälscher der „Parnellschen“ Briefe — Mr. Pigott, der für schweres Geld einem Mittelsmann der Londoner „Times“ die gravirenden Schriftstücke verschafft hat, unter der Zusicherung, sie rührten alle von Parnell selbst her.

Am 21. Februar — es scheint dies überall ein bedeutungsvoller Tag zu sein — stand Mr. Pigott zum ersten Male den ganzen Tag im Zeugenverschlage.

Er hatte zunächst — wir folgen hier dem „Berl. Tzbl.“ — nur die einstudirte Rolle zu spielen; er hatte die Antworten auf die Fragen zu geben, welche ihm ein Anwalt der „Times“ stellte. Es klappie da Alles wunderschön, und die Erzählung, welche Mr. Pigott davon gab, wie er die Briefe von dem Fenier Murphy nach vielen Kreuz- und Querfahrten erhielt, war ganz „gruslich“: ein dunkles Zimmer; zwei Kerzen brennen mit mattem Schein und beleuchten ein Kreuzstiz und einen Todtenkopf; fünf Männer mit Masken sitzen um einen runden Tisch, und Pigott muß schwören, daß er nie die Namen derjenigen verrathen wolle, von denen er die Briefe erhalten. Erst nachdem er diesen feierlichen Eid geleistet, werden ihm die Briefe gegen Baarzahlung von 500 Pfund Sterling (10 000 Mark) ausgeliefert und per Kassa noch mehr derselben Waare angeboten. Aber „Schweigen“ oder — „Tod“!

Ja, wenn es keine Kreuzverhöre gäbe! Gleich zu Anfang der Nachmittagsitzung begann für Mr. Pigott die schlimme Zeit. Sir Charles Russell, Parnell's Advokat, spielte bald mit ihm, wie die Kage mit der Maus.

Pigott bekam allem Anscheine nach Angst, als er sah, zu welchem Zwecke die Parnellschen Briefe von ihm erworben worden waren; er fürchtete ihre Veröffentlichung in der „Times“, und als der Zeitpunkt hierfür nahe rückte, setzte er sich mit dem Dubliner katholischen Erzbischof, dem bekannten Nationalisten Walsh, ins Einvernehmen. „Unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses“ entspann sich eine Korrespondenz, welche am 21. Februar Mr. Pigott in Erinnerung gerufen wurde. Er erinnerte sich derselben ganz deutlich; er weigerte sich aber, zu erklären, warum er sich an den Erzbischof gewandt; die Sache sei ein „Beichtgeheimniß“, und der Erzbischof habe ihm darum alle seine (Pigott's) Briefe zurückgesandt, wie auch er dem Erzbischof die von ihm geschriebenen Briefe wieder zugestellt habe.

„Haben Sie dem Erzbischof geschrieben, daß Parnell und die nationale Sache eine große Gefahr bedroht, und daß Sie in der Lage seien, durch Aufdeckung der Umtriebe, die zu dieser Gefahr geführt, die Gefahr selbst zu beseitigen und die Angreifer Parnell's unschädlich zu machen?“ fragte Sir Charles Russell, der Vertheidiger Parnell's. — „Niemals!“ erwiderte Pigott. — „Auf Ihren Eid, Mr. Pigott, Sie haben nichts dergleichen geschrieben?“ — „Nein, bestimmt nicht!“ — „Bitte sehen Sie diesen Brief an, aber lesen Sie ihn nicht, — ist er von ihrer Hand?“ — Pigott sieht den Brief an; er wird kirschroth und — schweigt. — „Ist der Brief von Ihnen, ja oder nein?“ donnert Sir Charles. — „Ja.“ — „An Erzbischof Walsh gerichtet?“ — „Ja — der Erzbischof hat mich verrathen! Ich glaube, er habe mir alle Briefe zurückgesandt!“ — „Seine Eminenz hat einen behalten, wie Sie sehen!“ —

*) Wir haben früher gesehen, daß auch das Salz vielfach ein Luxusartikel ist, den der italienische Proletarier entbehren muß.

„Er hat kein Recht dazu gehabt — es ist ein Bruch des Weichteigheimnisses! Es ist unerhört! noch nicht dagewesen!“ — „Machen Sie das mit Er. Eminenz ab, Mr. Pigott, ich werde Ihnen jetzt Ihren Brief vorlesen!“

Und Sir Charles las, zuerst genau dieselben Worte, die Pigott verleugnet hatte, und dann noch einige Seiten vertraulicher Mittheilungen, die alle auf die Barnell bevorstehende Bloßstellung hinauslaufen und die Versicherung enthalten, daß Pigott in der Lage sei, die „Machinationen“ aufzudecken und die „Grundlosigkeit“ der Anklagen nachzuweisen. „Wenn der Erzbischof sich sofort ins Mittel legen wolle, so könne ein großer Skandal vermieden und eine die nationale Sache bedrohende Gefahr abgewendet werden.“ — „Was für eine Gefahr hatten Sie im Auge, Mr. Pigott?“ fragt Russell. — „Ich weiß nicht.“ — „Der Brief war einige Tage vor dem Erscheinen der Artikel „Barnellismus und Verbrechen“ geschrieben: dachten Sie an die bevorstehende Veröffentlichung?“ — „Ich wußte ja nicht, daß die „Times“ es veröffentlichen werde!“ — „Sie wußten es nicht?“ — „Nein!“ — „Hat es Ihnen M. Houston“) nicht gesagt?“ — „Nein!“ — „Woran dachten Sie also, als Sie diesen Brief an den Erzbischof schrieben?“ — „Ich weiß nicht“ — und etwas Anderes war absolut aus Mr. Pigott nicht herauszubringen. Er wußte nicht, was für eine Gefahr für Barnell er gemeint, was für Machinationen er im Sinne gehabt, was für einen Betrug, den er aufdecken könne — auf nichts, absolut nichts konnte sich Mr. Pigott mehr erinnern, warum er dies und das geschrieben.

Seine stereotype Antwort: „Ich weiß nicht“ und „Ich kann mich nicht erinnern“ erhielt nur gelegentlich eine Abwechslung, wenn er, zweifellos in die Enge getrieben, ausrief: „Da ist eine Leere in meinem Gedächtniß!“ Schließlich lachte Alles, selbst die Richter, und nur die Anwälte der „Times“ blieben ernst und sahen finster drein.

Eins war nunmehr sofort offenbar geworden: daß die „Times“ mit wahrhaft unbegreiflichem, strafwürdigem „Leichtsinn“ die Anklage gegen Barnell erhoben; sie hatte nicht gefragt, von wem die Barnell'schen Briefe herrührten, wie sie in den Besitz des Verkäufers gekommen, ob dieser eine zuverlässige Person sei — nichts wurde gethan, um Gewißheit über die Echtheit dieser Briefe zu erlangen. Wenn die „Times“ jetzt für die Eile, mit welcher sie ihre Tausende von Pfunden für diese „Barnell'schen“ Briefe hergab, derb auf die Finger geklopft würde, so wäre das nur eine wohlverdiente Strafe. Die „Times“ wird den Prozeß verlieren, die gesammten Gerichtskosten im Betrage von mindestens zwei Millionen Mark zu tragen haben und schließlich auch noch wegen verleumderischer Beleidigung Barnells zu einer Buße von so und soviel tausend Pfund Sterling verurtheilt werden. Das dürfte das unvermeidliche Ende dieses einzig dastehenden Monstre-Prozesses sein.

Im weiteren Kreuzverhör ist der Fälscher Pigott als ungewöhnlicher Lump entlarvt worden; es wurde festgestellt, daß er seiner Zeit sowohl dem irischen Staatssekretär Forster, der später im Phoenixpark zu Dublin ermordet wurde, als auch dem berühmten Jentier Egan seine Dienste angeboten und von Beiden Geld erbeten hat.

Ueberdies hat nunmehr Sir Charles Russell, Barnells Anwalt, den Beweis erbracht, daß dieselben orthographischen Fehler, welche in den „Barnell'schen Briefen“ vorkommen, auch sonst von Pigott gemacht worden sind.

Der Verlauf dieser Enthüllung wird in einer Londoner Korrespondenz der „Kreuzzeitung“ folgendermaßen geschildert:

Die ganze Tendenz des Kreuzverhörs ging selbstverständlich darauf hin, den Pigott der Fälschung der berühmten Briefe zu überweisen, und mehr als einmal stellte der gewandte Advokat Barnell's (Sir Charles Russell) die Frage direkt: „Geben Sie die Briefe gefälscht?“ Aber wie gefügig sich auch sonst der Zeuge erwiesen hatte, konnte weder die geschweidigste „Geben-Sie-es-nur-zu“-Art und Weise, noch der strengste Ton ihn von seinem murrischen, aber nichtsdestoweniger hartnäckigen: „Nein, ich weiß nichts davon“ abbringen.

In dem einen Briefe Barnells befindet sich nun ein orthographischer Fehler, das Wort hesit-a-ney ist hesit-e-ney geschrieben.

Sir Charles legte viel Gewicht auf diesen Umstand und begann am Freitag sein Verhör damit, daß er den Zeugen aufforderte, mehrere Worte, darunter das verhängnisvolle „hesitancy“, nach seinem Diktat rasch auf einen Bogen Papier zu schreiben. Todtenstille herrschte in dem dicht gefüllten Saale, unterbrochen nur von dem Geräusch der Feder auf dem Papier und der schneidenden Stimme des Anwalts. Kaum war das Diktat beendet, als der Ober-Richter sich die Schrift überreichen ließ und den Bogen nach kurzem, scharfem Blick mit einem verächtlichen: „Es ist mit „e“ geschrieben“ einem Kollegen zeigte. Dann war es allen klar, daß der Zeuge denselben eigenthümlichen orthographischen Fehler begangen hatte, und, wie mit einem Schlage verwandelt sich der allenthalben gefühlte Verdacht in die bestimmte Ueberzeugung, daß man den wahren Fälscher vor sich habe.

Die ganze feierliche Szene, die Spannung und der schließliche glänzende Beweis war ein Meisterstück von Advokaten-Genie.

Am nächsten Tage war Herr Pigott spurlos verschwunden! In der folgenden Gerichtsverhandlung wurden von dem Vertreter Barnell's, Sir Charles Russell, unumwunden die „Times“ und die Regierung der Mitschuld an Pigott's Entweichung bezichtigt.

Einem Bericht des „Berl. Tageblatt“ zufolge verlangte nach der Mittheilung von Pigott's Entweichung Russell das Wort zur Verlesung eines von Pigott geschriebenen Briefes, wogegen der Vertreter der „Times“, General-anwalt Webster, Einspruch erhebt.

Russell ruft leidenschaftlich: „Ich bitte feierlich, im Namen der Gerechtigkeit sprechen zu dürfen. Es handelt sich darum, zu zeigen, warum Pigott verschwunden ist, obwohl die Regierung drei Detektives zu seiner Ueberwachung aufstellte.“

Als die Richter zögern, ruft Russell mit größtem Pathos: „Guer Vorbischaften haben darüber zu machen, daß die Gerechtigkeit freien Lauf habe. Es ist Gefahr im Verzuge, wenn ich nicht sprechen darf, daß die wahrhaft Schuldigen entkommen. Es handelt sich darum, den Zusammenhang zwischen Pigott's Fälschung und der „Times“ und zwischen der „Times“ und den Ministern Ihrer Majestät der Königin und damit die Verchwörung aufzudecken, die zu Barnell's Verderben ins Werk gesetzt ist.“

Nach diesen Worten Russells bemächtigt sich unbeschreibliche Erregung aller Anwesenden. Die Richter gestatten Russell das Wort, und dieser beschuldigt nun die „Times“ und Houston, den Vermittler zwischen der „Times“ und Pigott, ganz offen, Pigott fortgeschafft zu haben, um die Bloßstellung seiner Auftraggeber zu verhindern.

Hierauf folgt ein aufregendes Kreuzverhör Houston's, des Anwalts Soames und der drei Detektives. Houston erscheint schwer kompromittirt. Es ist ein Brief Pigott's aufgefunden, in welchem Pigott dem Mr. Houston anzeigt, daß die „Schakale mit dem gefährlichen Inhalt“ glücklich verbrannt sei: Houston und die Anderen könnten daher ganz ruhig sein.

Mit der Bekanntheit, daß Pigott wegen Meineids und Fälschung verfolgt werden wird, schließt die Sitzung. Unbeschreibliche Aufregung herrscht in London.

Der Druck der öffentlichen Meinung auf das Kabinet ist bereits so stark, daß der Minister des Innern im Unterhause anklagen mußte, die Regierung werde die geeigneten Schritte thun, um die Auslieferung des geflüchteten Pigott wegen Fälschung zu erwirken.

In der Mittwochssitzung des Barnell-Ausschusses theilte der Anwalt der „Times“, Webster, ein aus Paris ihm zugegangenes Schreiben Pigott's mit, in welchem dieser erklärte, daß er die veröffentlichten und Barnell zugeschriebenen Briefe zurückziehe und sprach sein Bedauern über deren Veröffentlichung aus.

Auf Anrathen Russel's erschien Barnell selbst auf der Zeugenbank und vernichtete eifrig, daß die fraglichen Briefe nicht von ihm unterzeichnet seien.

Zur Frauenfrage.

Wir hatten in letzter Nummer Gelegenheit, wahrhaft vorurtheilliche Anschauungen über die Frauenfrage, die aus Gelehrtenkreisen laut wurden, kurz zu kritisiren.

Wir trennen uns, heute einige recht beachtenswerthe Aeußerungen wiedergeben zu können, mit welchen Herr Professor Georg v. Gyzski-Berlin die Urtheile des Professors Paulsen über Frauenemanzipation zurückweist. Gyzski schreibt in der „Voss. Zig.“:

„Für wenig gelungen halte ich Paulsen's Erörterungen über die Frauenemanzipation.“

„Er scheint (in seiner kürzlich veröffentlichten „Ethik“) zu meinen, daß die Frauen im Wesentlichen jetzt schon die Stellung errungen haben, welche ihnen für alle Zukunft bleiben muß. Ich dagegen fürchte, wir sind in diesem Punkte von dem Ziele ethischer Entwicklung noch sehr weit entfernt. Paulsen's Hauptargument gegen die Theilnahme der Frauen am öffentlichen Leben erscheint mir als nicht eben überzeugend. Er sagt:

Der Beruf des kriegerischen Führers ist die Reform der Regierungsverfassung überhaupt. Die abgetheilten Berufe des Richters und Königs haben jene zur Voraussetzung, selbstverständlich können auch sie nur in einer Hand sein, die das Schwert führt.“

Ein Inbegriff des königlichen Berufes ist ursprünglich der priesterliche: der Häuptling-König vermittelt den Verkehr des Stammes mit seinen Göttern. Der priesterliche Beruf aber ist wieder die Reform der gelehrten Berufe. Und so steht die Wissenschaft in ursprünglicher Beziehung zur Regierung.“

Alle diese Beziehungen sind nun auch gegenwärtig keineswegs ganz verloren gegangen. Die erste und wichtigste Funktion der Regierung ist auch heute noch: das Schwert zu führen zum Schutz gegen äußere und innere Feinde. Heerban und Gerichtsban sind die beiden Säulen, auf denen die obrigkeitliche Gewalt so gut als vor tausend Jahren ruht.

Wenn man nun nicht sagen kann, daß das Waffenhandwerk für Frauen so gut als für Männer sich eignet, so wird man auch nicht sagen können, daß die obrigkeitlichen Berufe nur durch Willkür dem Manne vorbehalten werden. Kann man Frauen nicht zu Soldaten und Gensdarmen oder Polizisten machen, so kann man sie auch nicht zu Landräthen, Richtern, Staatsanwälten, Regierungspräsidenten und Ministern machen; denn alle obrigkeitliche Gewalt beruht zuletzt immer darauf, daß sie bewaffneten Männern gebietet.

Kann man sie nicht zu Beamten und Richtern machen, so kann man sie auch nicht zu Gesetzgebern und Volksvertretern machen, am wenigsten natürlich bei einer parlamentarischen Regierungsform. Kann man sie aber nicht zu Parlamentsmitgliedern machen, so kann man sie auch nicht zu Wählern machen.

Manchem unserer Leser werden diese Aeußerungen Paulsen's als unter jeder Kritik stehend erscheinen. Da sie aber von sonst hervorragender Seite kommen, so wollen wir wiederum Professor Gyzski darüber hören. Er urtheilt: „Wir scheinen diese Ausführungen eine gute Parallele zu sein zu Aristoteles' Beweis aus der Natur der Dinge, daß die Sklaverei notwendig sei. Unser Autor hat Gines vergessen, nämlich seine Behauptung, zu beweisen, daß, wer bewaffneten Männern gebietet, selbst muß Soldat, Gensdarm oder Polizist werden können — er scheint mir den Unterschied der höheren Kulturzustände von denen der Wilden zu gering anzuschlagen. Folgt nicht aus seinen Ausführungen, daß zur Erlangung irgend eines obrigkeitlichen Amtes der Nachweis der Erfüllung der Militärpflicht erforderlich sein müßte? Thatsächlich haben wir Hunderte von schwächlichen und körperlich gebrechlichen obrigkeitlichen Beamten, die zum Theil, wie Niemand bezweifelt, ihr Amt besser verwalten, als mancher ihrer kraftstrotzenden Kollegen.“

Vor noch nicht gar vielen Jahren ließ William Lloyd Garrison einen „kurzen Katechismus für alle Theile der Vereinigten Staaten“ erscheinen. Derselbe besteht aus 31 Paragraphen, von denen ich einige anführen will.

„Warum ist amerikanisches Sklavenhalten nicht in allen Fällen sündhaft? — Weil desley Opfer schwarz sind.“

„Warum ist sofortige Befreiung unrecht, gefährlich unpraktisch? — Weil die Sklaven schwarz sind.“

„Warum soll ein Geschlecht des amerikanischen Volkes aus seiner Heimath vertrieben werden? — Weil es schwarz ist.“

„Warum sind die Sklaven für die Freiheit nicht geeignet? — Weil sie schwarz sind.“

„Warum sollen die Sklaven ihren Herren gehorchen? — Weil sie schwarz sind.“

„Warum sind die Sklavenhalter die besten Richter über Zeit und Weise der Emanzipation? — Weil die, auf deren Nacken sie stehen, schwarz sind.“

(Selections from the Writings and Speeches of William Lloyd Garrison. Boston 1852. S. 289.)

Die Abfassung eines analogen Katechismus mit der stehenden Antwort: „Weil sie Frauen sind“ wäre auch keine unnützlich Arbeit.

Paulsen hat selbst große Regentinnen angeführt, wie Elisabeth von England, Maria Theresia von Oesterreich, Katharina II. von Rußland: nach ihm wären sie für ihre Stellung ungeeignet gewesen, weil sie nicht für das Waffenhandwerk tauglich waren! Mir scheint, Paulsen's Beweisverfahren ist ein werthvolles Argument zu Gunsten der Frauenbewegung: sie zeigt, zu welchen schwachen Gründen selbst ein sehr gescheiter Gegner derselben jetzt seine Zuflucht zu nehmen genöthigt wäre.

Warum geht unser Autor nicht noch einen Schritt weiter und deduzirt aus seinen Prämissen, daß die Frauen auch von der Wissenschaft ferngehalten werden müssen und selbst zu Lehrerinnen nicht geeignet sind? Steht doch „die Wissenschaft in ursprünglicher Beziehung zur Regierung“. Thatsächlich herrschen in Deutschland — das in dieser Hinsicht gegen die meisten anderen zivilisirten Staaten gegenwärtig zurücksteht — noch vielfach Ansichten, die von der ange deuteten nicht weit entfernt sind. Aber Paulsen selbst will den Frauen nicht nur das Lehrfach belassen, sondern auch den Beruf des Arztes eröffnen. In der That, wie sehr es wahr ist, daß „die Gezeje von Männern gemacht sind“, geht schon aus dem Umstand hervor, daß bei uns noch immer die Frauen nicht Ärzte werden dürfen, obwohl, was Paulsen sagt, keinem Zweifel unterliegen kann:

„Zweifellos hätte auf einem Punkte die Frau einen höchst bedeutamen Vorzug, nämlich in der Behandlung der Frauen und Kinder. Daß die Behandlung der Frauen durch männliche Ärzte große Unzulänglichkeiten hat, liegt ja auf der flachen Hand; es leidet wohl keinen Zweifel, daß manches Uebel getragen wird und bedrohlich anwächst, nur weil die Frau sich nicht überwinden kann, darüber mit einem Arzt zu verhandeln.“

Unser Autor weist darauf hin, daß man in Amerika die Frauen zum medizinischen Studium zulasse (was ja auch in mehreren europäischen Staaten geschieht). „Amerika ist auch hierin dem alten, durch Historie gebundenen Europa vorangegangen“, bemerkt er. Er hätte hinzufügen können, daß es auch in anderen Dingen vorangegangen ist, wie in der Ertheilung des Stimmrechts zu den Gemeindevahlen an Frauen.

Die Frauen thun keine Kriegsdienste und auch viele Männer nicht. Aber die meisten Frauen leisten der Gesellschaft einen Dienst, welcher in seinen direkten und indirekten Folgen vielleicht mehr Frauen Leben oder Gesundheit kostet, als den Männern der Soldatenberuf.

Paulsen sagt: „Die natürlichen Berufe der Frau sind die Haushaltung und die Aufziehung der Kinder.“

Wenn das wahr und klar ist, so werden es ja wohl die Frauen selbst einsehen: sie sind nicht Kinder (oder sollten es nicht bleiben), die immer bevormundet werden müssen. Besser als Paulsen's Ausführungen, die gar sehr an Bacon's Idola tribus (die Borurtheile der Menge) gemahnen, gefallen mir die eines der edelsten Männer Amerikas, Wendell Philipps in seiner Rede über die „Frauenrechte“ (1851):

Wir leugnen das Recht irgend eines Theiles des Menschengeschlechts — erklärt der große Slavereigegner — für einen anderen Theil zu entscheiden, oder irgend eines Individuums, für ein anderes Individuum zu entscheiden, was und was nicht seine „angemessene Sphäre“ ist. Die angemessene Sphäre für alle Menschenwesen ist die weiteste und höchste, welche sie zu erreichen fähig sind; welches diese ist, kann ohne vollständige Freiheit der Wahl nicht festgestellt werden. Die Frauen daher sollten für sich selbst wählen, welche Sphäre sie ausfüllen, welche Bildung sie suchen, welche Beschäftigung sie ergreifen wollen; und nicht sollten sie gezwungen sein, unterwürdig die Rechte, die Erziehung, die Bildung und die Sphäre anzunehmen, welche ihnen zu bewilligen dem Manne gut dünkt.“

Wir sehen kein Gewicht in dem Argument, daß es notwendig sei, die Frauen vom bürgerlichen Leben auszuschließen, weil häusliche Sorgen und politische Verpflichtungen unvereinbar seien: da wir doch die Thatsache nicht im Falle des Mannes gewahren, und da, wenn die Unverträglichkeit wirklich bestände, sie sich schon von selbst durchsetzen würde indem weder Männer noch Frauen ein Geschlecht haben, sie von einer Beschäftigung auszuschließen, wenn sie eine andere, damit unverträgliche auf sich genommen haben.“

Es ist eben so absurd, allen Frauen darum ihre bürgerlichen Rechte vorzuenthalten, weil die Sorgen der Haushaltung und der Familie die ganze Zeit einiger von ihnen beanspruchen, wie es dies wäre, wenn man das ganze männliche Geschlecht darum vom Parlamente fernhalten wollte, weil einige Männer Seelente oder Soldaten im aktiven Dienst oder Kaufleute sind, deren Geschäft alle ihre Aufmerksamkeit und Kraft erfordert. . . . Diktirt nicht unser Gefühl natürlicher Gerechtigkeit, daß das Wesen, welches von Gesetzen leiden soll, zuerst demselben persönlich zuzukommen hat? Daß das Wesen, dessen Industrie die Regierung Lasten auferlegt, bei der Bestimmung des Betrages und Charakters jener Lasten eine Stimme haben muß? Wenn also die Frau zum Galgen, zum Gefängniß und zur Steuerliste zugelassen wird, haben wir kein Recht, sie von der Wahlurne zurückzuhalten. . . . Besteuerung und Vertretung in Parlament und Regierung müssen zusammen bestehen, Rechte und Pflichten einander entsprechen. . . .

Ist hier irgend ein Mann willens, auf sein eigenes Stimmrecht zu verzichten und sein Wohl und seine Ehre ganzlich der Abstimmung Anderer anzuvertrauen? Nehmen wir an, irgend eine Klasse wollte es uns herablassend anbieten, unsere Fähigkeit oder unseren Beruf für uns festzustellen — für uns zu stimmen, unsere Sphäre für uns zu wählen — wie lächerlich anmaßend

*) Der Mittelsmann zwischen „Times“ und Pigott.

würde uns das erscheinen! Jedoch Wenige haben den gesunden Sinn, über die vollendete Annahme zu lachen, mit welcher jeder... Skribist die Sphäre der Martineau's und der Stael's zu bestimmen unternimmt! (Speeches, Lectures, and Letters by Wendell Phillips. Boston 1884. S. 11. u. ff.)

Der Chef des arbeitsstatistischen Bureaus in Washington.

Carroll D. Wright, der bisherige Chef des Bureau of Labor zu Washington, vor vier Jahren von Präsident Arthur ernannt, ist von Präsident Cleveland für das Amt wieder nominirt worden und wird zweifellos vom Senat bestätigt werden.

Herr Wright, ein Republikaner, ist einer der ältesten Statistiker Amerikas und Begründer des statistischen Bureaus von Massachusetts.

Es ist erfreulich, daß durch Wright's Wiederernennung die Pläne verschiedener Kennerjäger unter den „Arbeiterfreunden“, die bereits bei Herrn Harrison dieses Amtes wegen angeklopft hatten, zu Schanden geworden sind. Sogar ein Ignorant wie Litchman spekulierte mit Hilfe Quay's auf diesen 3000 Dollars-Posten, der von einem Nichtfachmann ebensowenig verwaltet werden kann, wie das Amt eines Chefs des geologischen Bureaus. In Amerika, wo fast jeder glaubt, sich für jedes Amt zu eignen, denken natürlich

auch Leute, die einmal eine Tabelle von 500 Vereinsmitgliedern geordnet und gefächert haben, daß sie „Statistiker“ sind.

Wir selbst haben schon oft an dieser Stelle Mittheilungen aus den Berichten gebracht, welche Herr Wright uns freundlichst zur Verfügung stellte, und wir hoffen, den Bundes-Arbeitsstatistiker recht lange seiner wichtigen Stellung erhalten zu sehen.

Literatur zur Altersversicherung.

In Conrad's „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ veröffentlicht Herr Handelskammersekretär van der Borcht eine ungemein fleißige Zusammenstellung aller Vorschläge und Kritiken zur Altersversicherung — mögen sie nun von der Presse, von Privatschriftstellern, Handelskammern, wirtschaftlichen Vereinen oder von sonst welcher Seite kommen. Soviel wir feststellen konnten, ist die werthvolle Arbeit äußerst objektiv. Von sozialistischen Auffassungen waren dem Verfasser selber nur bekannt die Schippel'sche Kritik in der „Neuen Zeit“ und einige Artikel der „Volkstribüne“ — letztere aber wohl auch nur aus kurzen Zitaten in Schmoller's „Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung des Deutschen Reiches.“

Die „Deutschen Worte“ (Vernersdorfer, Wien) brachten in ihrem Dezemberheft einen bemerkenswerthen Aufsatz des

bekanntem Professors Platter, Zürich über die „projektirte Organisation der deutschen Alters- und Invalidenversicherung.“ Die Freund'schen Vorschläge werden zunächst sehr günstig besprochen, hierauf die Pläne Schäffle's ablehnend — alsdann noch die Ausführungen der „Volkstribüne“ über das Quittungsbuch.

Berliner Arbeiterbibliothek.

Wir machten schon früher bekannt, daß dieses Unternehmen keinerlei privaten Interessen dienen soll, sondern jeder etwaige Ueberfluß nur zur Erweiterung und Vervollständigung unseres Planes. Folgende bekannte Genossen waren so freundlich, die Kontrolle darüber zu übernehmen:

Buchdrucker Wilhelm Berner, Rantensellstr. 71.

Schlossermeister Emil Franke, Saarbrückerstr. 6.

Schuhmacher W. Schumayr, Steglitzerstr. 26.

Die zweite Auflage von **Heft 1: Ein sozialistischer Roman** wird spätestens am 12. März erscheinen. —

Heft 3: Arbeiterinnen- und Frauenfrage am Sonnabend, den 30. März.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“

Restaurant
Rud. Wendt
116 Dresdenerstrasse 116
zwischen Oranienplatz u. Bukowerstr.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
Speisen in großer Auswahl.
Arbeitsnachweis für Tischler, Schlosser, Maler, Drechsler und Buchbinde.
Billard und Regalbahn zur Verfügung.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager,
empfiehlt [39]
E. Wilschke,
Junterstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.

Zeitungen, Bücher!
Berliner Volkstribüne, Volksfreund, Franz. Revolution, Neue Zeit von Dieck, Berl. Arbeiterbibliothek, Internationale und Volksbibliothek, sowie sämtliche wissenschaftliche und Modeschriften liefert frei ins Haus
R. Busch,
Linienstr. 2, Hof 1.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager
von [40]
C. Klein.
15. Ritterstraße 15.
Dafelbst Zahlstelle der Würtler u. Bronceure (S. 6. 60.)
Empfehle meine selbstgearbeiteten
Tuchschuhe, Tarpantoffeln und Filzwaren
en gros und en detail.
Adresse in der Expedition zu erfahren. Gezeichnet H. J. J. II.

Empfehle meine **Glaserei, Spiegel- und Bildereinrahmung.** Verkauf von **Bildern bewährter Volksmänner.** Bestellungen nach Auswärts werden prompt bejorgt.

Carl Scholz,
Glasmeister,
Brangelfstraße 32.

Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik
von [46]
Conrad Müller
Schkenditz-Leipzig
empfiehlt sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.
Ausführung sauber und schnell.
Preislisten gratis und franko.

Für Naumburg a. Saale
nimmt Unterzeichneter Abonnements auf die „Berliner Volks-Tribüne“ entgegen.
L. Knauer, Schneidermeister,
Große Neustr. 3.

Freie Vereinigung der Vergolder und Fachgenossen.
Montag, den 4. März, Abends 8 1/2 Uhr, bei **Gnadt, Brunnenstraße 38,**
Versammlung.

Tagesordnung:
1. Der Nutzen der Gewerkschaftsorganisation. Referent: Th. Hocke.
2. Diskussion.
3. Aufnahme neuer Mitglieder.
4. Verschiedenes.
Gäste willkommen.
Der Vorstand.

Arbeitsnachweis der Maler
früher Ritterstr. 123 bei Sodske, jetzt **Dresdenerstr. 116 (Restaurant Wendt).** Jeden Abend von 8-9 Uhr (außer Sonnabenden) und Sonntags Vormittag von 10-12 Uhr unentgeltliche Arbeitsvermittlung.
Die Bevollmächtigten der Filiale I,

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin
von
Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.
Reelle Waare. Prompte Bedienung. [47]

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete
Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft der Schneider zu Berlin (E. G.)
30 Zimmerstrasse 30
empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.
Reelle Bedienung, guten Sitz, feste Preise garantiert der Vorstand.
Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise! [48]

Gold- und Silberwaaren zu Fabrikpreisen.
Grosse Auswahl goldener Ketten, Armbänder, Kreuze, Medaillons, Broches und Ohrringe, sowie in Golddouble und Silber. Spezialität: **Fabrik massiver Ringe, Lager in goldenen Damen-Uhren, Korallen, Granaten und Silbersachen. Korallenschnüre in den schönsten Farben und grosser Auswahl bei billigster Preisberechnung.**
Trauringe à Ducaten 11 Mk.
Eigene Werkstatt für Neuarbeiten und Reparaturen.
Aug. Schulze, Goldarbeiter
BERLIN,
35. Kommandantenstr. 35, 1 Treppe. [49]
Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Bebel u. Liebknecht auf einem Bilde.
Preis 50 Pf. Wiederverkäufers Rabatt. Zu haben bei
R. Kahlhardt, Brandenburgstr. 56.

Internationale Bibliothek.
Verlag von **J. H. W. Dieck, Stuttgart.**
Die erste Serie liegt abgeschlossen vor mit Band 7:
Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung.
Zur Erkenntnis unserer sozialen Entwicklung.
Von **Max Schippel.**
263 Seiten. Preis M. 1,50, elegant gebunden M. 2.
Die „Frankfurter Ztg.“ urtheilt hierüber in einer längeren Besprechung vom 3. Februar:
„... Auf Grund eines geradezu phänomenalen Quellenstudiums — das Quellenverzeichnis führt 69 meist englische und amerikanische Materialsammlungen, darunter statistische Riesenerwerke mit vielen Bänden, an, aus denen der Verfasser schöpft — wird hier der wirtschaftliche und soziale Entwicklungsgang des industriellsten Landes der Erde bis zur Gegenwart dargestellt.“
„Was Schäffle's „Modernes Elend“ auf theoretischem Gebiete, ist ungefähr Schippel's „Modernes Elend“ auf demjenigen der beschreibenden Nationalökonomie, so eigenartig, wie es noch für kein anderes Land auch nur versucht wurde...“
Die zweite Serie ist eröffnet mit
W. Glos, Die französische Revolution.
Preis pro Lieferung 20 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhändler und Expeditoren, sowie durch die Expedition des „Volksblatt“, Berlin, Zimmerstr. 44.

Der Arbeitsnachweis
der **Former und verwandten Berufs-genossen**
befindet sich von jetzt ab für **80.:** Skalitzerstraße 11 bei **Schwarzkopf** und für **N.** bei **Joh. Gnadt, Brunnenstr. 38.**

Für Hannover
nimmt Bestellungen auf die „Berliner Volks-Tribüne“ entgegen
Louis Gremse,
Marshallstraße 30a.

Verband deutscher Mechaniker und verw. Berufsgenossen.
(Zahlstelle Berlin.)
Donnerstag, den 7. März, Abends 8 1/2 Uhr, bei **Jordan, Neue Grünstr. 28,**
Versammlung.
Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn Dr. Jaded über: „Die Verbreitung der Schwindsucht und der Tuberkelbacillen.“
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.
4. Fragekasten.
Aufnahme neuer Mitglieder. Gäste willkommen.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

General-Versammlung
der **Freien Vereinigung und Fachgenossen der Maurer Berlins**
Sonntag, den 3. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, Köpnickstr. 100, bei **Mundt.**
Tagesordnung:
1. Die englischen Trades-Unions und ihre Organisation. Referent Herr Pankow.
2. Diskussion.
3. Bericht der Revisoren.
4. Verschiedenes.
An alle Kollegen, welche dem Verein noch nicht angehören, ergeht die Mahnung, jetzt ungesäumt demselben beizutreten.
Der Vorstand.

Fachverein der Tischler.
Deute, Sonnabend, d. 2. März, Abends 8 1/2 Uhr, in **Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28,**
Mitglieder-Versammlung.
Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn Paul Ernst über: Materialistische Gesichtsauffassung.
2. Diskussion.
3. Vereinsangelegenheiten.
4. Fragekasten.
Neue Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen.
NB. Die Fragebogen für Erhebung einer Lohn- und Arbeitsstatistik werden in der Versammlung ausgegeben.
Der Vorstand.

Achtung!
Arbeiter-Bildungs-Verein „Berlin Nord“.
Diejenigen Mitglieder, welche sich in die Listen haben eintragen lassen, werden ersucht, ihre Mitgliederkarte am
Sonntag, den 3. März,
Vormittags von 10-12 Uhr und am Abend von 7-9 Uhr im **Gnadt'schen Lokale, Brunnenstraße 38,** abzuholen. Auch werden in dieser Zeit dafelbst Mitglieder aufgenommen.
Der Vorstand. **J. A.: Dugo Lehmann.**

Arbeitsnachweis für Tischler.
Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Februar ab **Dresdenerstraße 116,** im **Restaurant Wendt.** Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gefellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich. Die Adressenausgabe erfolgt an **Wochentagen von 8 1/2 bis 10 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags.** Da sich die vier Kassierer der „Ortskrankenkasse der Tischler und Pianofortarbeiter Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obengenannten **Arbeitsnachweis** zu benutzen. **Der Vorstand.**

Der Arbeitsnachweis
der **Flavierarbeiter**
befindet sich nach wie vor **Baldemarstr. 61** im **Restaurant Pfister.** Die Adressenausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

[Nachdruck verboten.]

Modernes Elend.

Ein Bild aus der großen Stadt.

Von Hermann Teistler.

Das Schicksal verschlug mich nach Dresden. Spät am Abend traf ich mit dem Schnellzuge ein. Eigenthümliche Gefühle bewegten meine Brust, als ich die Stadt betrat, welche mir in Zukunft ein Asyl gewähren sollte. Wem nie der Stern des Glückes strahlte, wer seiner Prinzipientreue wegen Haß und Verfolgung erntet — der wird pessimistisch und hegt Mißtrauen gegen Alles, was er unternimmt. Tritt eine Wendung in seinen äußeren Verhältnissen ein, sieht er vor einer neuen Periode seines Lebens: so taucht im Hintergrunde alsbald mit Lapidarschrift die quälende, skeptische Frage auf: „Was wird das Ende sein?“ — So erging es mir bei der Ankunft in Dresden. Und daß sich all' mein Fühlen und Denken um diese Kardinalfrage konzentrierte, ist nur eine nothwendige Konsequenz vielfacher Enttäuschungen und herber Erlebnisse.

Für jeden Fremden bietet Sachsens Hauptstadt die mannigfaltigsten Reize — theils von der Natur, theils von der Menschheit geschaffen und ermöglicht. Auf alle Touristen übt Dresden und seine Umgebung eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. . . . Mir ist es niemals anders ergangen, wenn auch aus Gründen, die einen völlig abweichenden Gesichtspunkt haben. Nicht bloß die Naturbeschaffenheit, sondern das rauschende Leben, die gesellschaftlichen Zustände locken Laufende nach der Elbresidenz. Wer zur begüterten Klasse gehört, der findet hier Alles, was die Kulturbedürfnisse eines modernen Menschen erfordern: Abwechslung, Zerstreuung, Theater, Konzerte, Bälle, Soirées, Diners, Bierpaläste, Weinrestaurants, Cafés, Bordelle, patriotische Feste — und wie die unzähligen Vergnügungsgelegenheiten alle heißen mögen. Ueberall tritt uns prunkender Reichtum, schmelgender Genuß in den verlockendsten Formen entgegen. Freilich birgt sich unter der blendenden Hülle die Fäulnis der Gesellschaft. Hinter dem duftigen Schleier des Vergnügens treibt die Ausschweifung ihre üppigsten Schmaroderblüthen, deren widerlicher Geruch die gesellschaftliche Luft verpestet und in uns Ekel und Grauen erregt. . . . Mit verschränkten Armen steht der Proletarier da und sieht in den rauschenden Festen und Schwelgereien, in all' der prahlerischen Herrlichkeit nur eine frivole Verhöhnung der Armuth, eine herzlose Vergeudung auf Kosten der Enterbten!

Oberflächlich, nach dem Schein urtheilende Menschen finden auf den Straßen, wie in den Häusern nichts als Wohlstand und Zufriedenheit. Für die Dinge, welche sich im Schooße des werththätigen Volkes abspielen, haben sie kein Auge, kein Verständnis; die Noth und die Verzweiflung der Armen bleiben ihnen verborgen. Das Elend flüchtet scheu vor dem grellen Lichte der Deffentlichkeit — jammernd zieht es sich zurück in die äußersten Schlupfwinkel, in dumpfe, ungesunde Höhlen. . . . Unbeachtet will es bleiben; fern von Glanz und Lebensfreude will es seine Opfer joltern und vernichten. In Lumpen gehüllt, magt es nicht, sich unter die reichgeschmückten Günstlinge Fortunae zu mischen und dort zu weilen, wo des Mammons goldne Fülle prangt. . . . Das ist die Rehrseite des großstädtischen Lebens!

Da ich ganz plötzlich nach Dresden gekommen, hatte ich noch kein eigenes Heim. Erst am folgenden Tage wollte ich mir ein solches suchen. Bis dahin hoffte ich bei einem älteren Bruder bleiben zu können, der schon seit vielen Jahren in der Hauptstadt arbeitete. Mein nächster Weg führte daher nach dessen Wohnung. In der engen Schreiberergasse angelangt, suchte ich die mir bekannte Hausnummer auf und stieg in das vierte Stockwerk empor. An der Thür klingelte ich. Eine fremde Person öffnete mir. Ich fragte nach meinem Bruder.

„Der wohnt nicht mehr hier!“ — wurde mir geantwortet. Ironisch setzte die Frau hinzu: „Seine Wohnung ist draußen bei Hamburgs.“

Ich schüttelte den Kopf. Der Name war mir unbekannt. Nachdem ich mich mit Erfolg erkundigt, wo Hamburgs Grundstück liege, wanderte ich in der bezeichneten Richtung durch die Straßen. . . . Allmählig wurden die Häuser vereinzelter, die Gasflammen spärlicher. Die Gegend machte einen ländlichen Eindruck. Selten begegnete mir Jemand, der in der Lage war, den Weg zu meinem Ziele näher zu beschreiben.

Noch einige schmutzige Querstraßen — und ich sah vor mir ein häuerliches Haus, dessen rohe Lehmwände im ersten Moment eine Scheune vermuthen ließen. Diese voreilige Annahme erwies sich beim Näherkommen als Irrthum: die Fenster im Parterre und Obergeschoß verriethen eine menschliche Wohnung. Gleichgültig wollte ich weiter gehen. . . . Da erkannte ich im unsicheren Laternenchein am Giebel eine Firma, auf welcher der Name „Hamburgs“ zu lesen war.

Mein Ziel war also erreicht, doch fand ich das in den Hof führende Thor verschlossen. Nach wiederholtem Läuten hörte ich schlürfende Schritte. Das Thor wurde geöffnet. Ein schnaubbärtiges Gesicht schob sich durch die Spalte, während eine polternde Korporalstimme knurrte:

„Was los? . . . Was wollen Sie? . . . Gehören Sie hierher? . . . Wenn nicht, dann scheeren Sie sich zum Teufel!“

Ich war von einem derartigen Empfang nicht sonderlich erfreut und schüttelte befremdet den Kopf. Sollte mein Bruder hier wohnen? Fast glaubte ich, es sei mir ein Streich gespielt worden. Aergerlich wollte ich mich zum Gehen wenden.

„Nun?“ — brauste der Unbekannte auf — „Soll ich warten bis zum jüngsten Gericht, ehe ich Antwort bekomme? . . . Haben Sie nur geklingelt, um uns zu höhnen? . . . Da kennen Sie mich schlecht! . . . Donnerwetter, wir sind nicht zum Spaß hier!“

Ich fragte nach meinem Bruder. „Was fällt Ihnen ein?“ — schnauzte der Mann — „Mitten in der Nacht? . . . Das wären schöne Sachen! . . . Wollen wir ja nicht einführen. . . . Kommen Sie hübsch zur rechten Zeit. . . . Um neun Uhr wird geschlossen. . . . Ordnung muß sein!“

Und krachend fiel das Thor ins Schloß. . . . Seltsam berührt, trat ich den Rückweg an. Was hatte das Alles zu bedeuten?

Ich logirte in einem Hotel und wanderte am nächsten Morgen nochmals zu „Hamburgs“ hinaus — hoffend, daß sich das Räthsel des vorigen Abends lösen werde: das Räthsel der großen Stadt! . . . Mein Weg führte an den prächtigen Palästen der König-Johann-Straße vorüber — Paläste, deren Parterre und Beletage meist zu Bier-, Wein- und Cafelotalen hergerichtet sind. Wie herrlich mußte man in den übrigen Stockwerken dieser neuen Straße wohnen! Welcher Reichtum mochte in all' den Prachtbauten geborgen sein! Welche Fülle köstlichen Gutes zeigten die prunkenden Schaufenster der Magazine!

Solche Eindrücke beherrschten noch meinen Ideenkreis, als ich vor dem alten, banfälligen Gehöfte anlangte. Eine Schaar schmutziger, zerlumpter Kinder hockte an dem Eingange. Ihre blassen, eingefallenen Wangen, ihre knöchernen Glieder bildeten deutliche Merkzeichen der Noth, des Elends, der Entbehrung. Die Mädchen waren halb nackt, mit bunten Fetzen bekleidet, die noch nicht bis an die Kniee reichten; einige trugen nur ein kurzes, unsauberes Hemd. Unter den Knaben fand man allerlei kuriose Trachten, die aus den mannigfaltigsten Mode-Epochen herzurühren schienen. . . . immer Hild auf Hild; nur selten war der ursprüngliche Stoff zu erkennen! Die Größeren tollten und balgten sich herum; andere führten die gewöhnlichen Kinderspiele auf oder trieben sonstige Kurzweil. Die Kleineren krochen am Boden umher und durchwühlten behaglich den Schmutz der Straße. Als ich näher kam, blickten sie mich mit neugierigen Augen an, die tief in den Höhlen lagen. Ein halbwüchsiges Mädchen — etwas besser gekleidet, als die Uebrigen — sprang freudig auf mich zu.

„Der Onkel!“ — rief sie und im Fluge war ich von den sämtlichen Kindern meines Bruders umringt.

Lächelnd wehrte ich den zudringlichen Schwarm von mir ab, um vorwärts gehen zu können. Das älteste Mädchen hielt meine Hand umfaßt; die anderen Geschwister hüpfen jubelnd in den Hof hinein.

„Wie kommt Ihr hierher?“ — fragte ich — „Was ist das für ein Gehöfte?“

„Mir gefällt es ganz und gar nicht!“ — antwortete das Mädchen traurig — „Ich weiß selbst nicht, wie es kam und warum wir hier sind. . . . Die Mama wird es Dir erzählen. . . .“

Die Kleine zog mich behend nach einer großen, hölzernen Bude, welche im hinteren Theil des Hofes errichtet war. Hier und da hockten ebenfalls ärmlich gekleidete Kinder in Gruppen bei einander. Im Schatten eines Baumes saßen zwei junge Frauen mit vergrämten Gesichtern und verweinten Augen. Eine von ihnen mochte früher zu den Schönheiten des Proletariats gehört haben — jetzt war sie trotz ihres geringen Alters zu einer blassen Jammergestalt der Armuth geworden. Auf den Knien wiegte sie ein krankes Kind. . . . Die Andere strohte noch in Kraft und Jugendfülle. Ihre Körperformen waren voll und rund. Das Gesicht war mädchenhaft und schön. An ihren Brüsten, die verführerisch unter dem Gewand hervorquollen, trank der erstgeborene Knabe. . . . Nur wenige Jahre noch — und das Elend wird auch diese junonische Erscheinung gräßlich verwüsten haben!

Ueberall blickte man mich scheu und befremdet an. Aus einem Fenster des Seitenbaues rief mir eine barsche Männerstimme zu:

„Wohin wollen Sie?“

Ich drehte mich um und nannte den Namen meines Bruders.

„So? . . . Dann holen Sie gefälligst die Erlaubniß bei mir ein!“ — knurrte der Mann am Fenster.

„Es ist der Aufseher!“ — flüsterte meine kleine Nichte schüchtern.

Ich schüttelte mit dem Kopf und murmelte: „Ist denn das ein Zuchthaus?“

Der Beamte gestattete mir endlich großmüthig, meine Verwandten besuchen zu dürfen.

Ich betrat die Holzbarade. Die Kinder führten mich in ein großes Zimmer. . . . Unsägliches Elend empfing

mich hier. Sprachlos starrte ich den Jammer an. . . . Meine Feder sträubt sich, jenen Anblick zu schildern — einen Anblick, den ich nie vergessen werde! Noch heute beherrscht mich der dumpfe, bittere Eindruck, den das moderne Baradenlager damals auf mich machte. . . . In regelmäßigen Zwischenräumen waren elf Tische aufgestellt — so defekt und wurmfressig, daß sie nur noch durch Drähte, Schnüre und Leisten zusammengehalten wurden. Hinter jedem Tisch stand ein ebenso morsches Schränkchen oder eine halbzerfallene Komode, worin die unglücklichen Familien ihre werthlosen Habseligkeiten aufbewahrten. Zu jeder Abtheilung gehörten außerdem zwei bis drei altmodische Stühle, deren Zustand keineswegs zum Eigen einlud. . . . Um die Tische gruppirteten sich Frauen und Kinder. Die Gruppen schienen nach Familien streng von einander gesondert zu sein; — alle verharrten an ihrem Platz. Scheu und furchtsam wendeten sich die Gesichter nach mir. In den abgemagerten Zügen las ich Noth und Entbehrung, Kummer und Elend. Selbst die schmalen Wangen der Kinder zeigten eine krankhafte Blässe: der Keim des Todes war bereits in ihre zarten Körper gesenkt! . . . wie ihre Gefährten, die draußen spielten, so siechten auch sie allmählich dahin! . . . Die armfelige Kleidung ließ die verkümmerten Gestalten nur noch elender erscheinen. Der Oberkörper vieler Frauen war bloß zur Hälfte von bunten Fetzen bedeckt, der Busen kaum vom Hemd verhüllt. . . . Hier und da stand bei dem Tisch eine rohgezimmerte Wiege. In verwaschenen und farbenreich zusammengenähten Bindeln ruhten die kleinen Geschöpfe, die im Elend geboren waren, und die im Elend aufwachsen mußten.

Die Atmosphäre des Zimmers war derartig dumpf und schwül, daß ich zu ersticken meinte. . . . Wenn in dieser dunstigen Stubenluft die eingepferchten Menschen krank und siech wurden, wenn das zarte Leben der Kinder verwelkte, so war dies nur eine nothwendige Folge.

Aus der hintersten Ecke wandte mir eine Frau mit abgehärtetem Gesicht entgegen. Es war die Gattin meines Bruders — nur noch der Schatten ihrer früheren Künftigkeit! Nur noch das Skelett einer ehemaligen kraftstrotzenden Schönheit! Thränenfeuchten Auges reichte sie mir die magere Hand.

„Muß ich Euch hier finden?“ — fragte ich nach einer Weile.

„Es ist schrecklich! . . . Die Wohnungsnoth!“ jammerte das arme Weib, einen Stuhl von Kleidungsstücken befreiend.

„Dann ist dieser Ort ein Armenhaus?“

„Man nennt ihn nicht so!“ — erwiderte sie — „Im Volksmund heißen die Gebäude kurzweg „Baraden“ oder „Hamburgs“. . . . Doch klingt der offizielle Name „Städtisches Asyl für obdachlose Familien“ minder abschreckend, wenn nicht gar human. . . . Aber die Hausordnung — die ist stark und abschreckend! . . . Sie befindet sich vorn an der Thür; Du kannst sie lesen, wenn Du fortgehst!“

Ich setzte mich und hörte die Leidensgeschichte meines Bruders und seiner Familie.

Vor zwei Jahren wurde das Projekt der neuen König-Johann-Straße verwirklicht. Einige Gassen mußten vollständig von der Erde verschwinden, um der großen Prachtstraße Platz zu machen. Rücksichtslos begann der Durchbruch. Lange Häuserreihen wurden niedergerissen und die Bewohner aus ihrem Domizil vertrieben. Um die Gebäude wäre es nicht schade gewesen, denn sie waren alt und baufällig. Aber die zahlreichen Familien, welche darin wohnten, wurden obdachlos. Meist gehörten sie dem „vierten Stande“ an. Ihr Einkommen war äußerst dürftig. Die kleinen Logis in den Vorstädten wurden schon während der ersten Tage überfüllt. Größere Wohnungen stiegen blißschnell im Preise; für die armen Familien war die geforderte Miete zu hoch. . . . So wanderten ganze Massen durch die Stadt — ohne Unterkommen, ohne Obdach! Viele schloßen im Freien. . . .

Schließlich mußte die städtische Verwaltung eingreifen, um die gräßlichen Zustände zu beseitigen. Sie errichtete in der ehemaligen Schankwirtschaft „Hamburgs“ ein Asyl für die bellagenswerthen Menschen. Dies genügte nicht; — eine Holzbarade mußte alsbald im Hofe erbaut werden. Auch in anderen Theilen der Stadt wurden vorläufige Asyls geschaffen. . . . Die Kalamität dauerte fort, denn der Durchbruch ging erst im vorigen Jahre zu Ende. Immer neue Obdachlose entstanden, weil Niemand kleine Logis für die Arbeiter bauen mochte. . . . Heute grassirt die Wohnungsnoth noch gleichermaßen, obwohl die Hausbesitzer ihr Vorhandensein bestreiten. Herrschaftliche Logis werden gebaut — für den Arbeiter thut man nichts! . . . Und doch wächst die Arbeiterbevölkerung durch den Zug unauhaltbar. . . . Außerdem ist die Miete beständig gestiegen. Wenn die Quartale zu Ende gehen — dann irrt manche Familie vergeblich nach einer Wohnung umher. Der Hauswirth läßt sie kaltblütig ermitteln, und sie müssen schließlich in den Baraden Zuflucht suchen! . . .

Auch mein Bruder war unter die Kalamitosen gerathen. Er hatte die alte Wohnung räumen müssen und ein anderes Logis, wie es seinen Erwerbsverhältnissen entsprach, nicht finden können. . . . Lange zögerte er, aber die Noth zwang ihn endlich doch, draußen bei „Hamburgs“ um Obdach zu bitten. Nun wohnte er bereits seit einem

Jahre hier. Es war ihm bisher nicht wieder möglich gewesen, ein selbständiges Logis zu erlangen. Wenn ein Vermieter hörte, daß er gegenwärtig in den Baracken wohne, so zuckte er „mitleidig“ die Achseln und sagte unter allerlei philanthropischen Redewendungen: „Bedaure, mein Lieber, ich muß zunächst die Obdachlosen berücksichtigen . . . Sie haben ja Wohnung; dort treibt Sie Niemand heraus — seien Sie froh!“

Grollend fügte sich mein Bruder. Im Laufe der Zeit kam eine dumpfe Apathie über ihn . . . er that später nichts mehr, um diese Stätte des Elends zu verlassen — er hatte sich daran gewöhnt! Nur seine Frau erging sich in Gram und Sorge . . . Sie war grenzenlos unglücklich. Täglich vom gräßlichsten Elend umgeben, wurde ihre Stimmung allmählich düster und lebensmüde.

Gestern war mein Bruder mit ärgerlicher Laune nach Hause gekommen. Eine neue Anordnung gefiel ihm nicht. Er ließ seinem Unmuth freien Spielraum. Der Aufseher erschien und rügte das „ungebührliche Betragen“. Beide geriethen in einen argen Wortwechsel. Schließlich wurde meinem Bruder der Aufenthalt im Asyl verboten . . . er mußte sich von seiner Familie trennen! Ihn traf dieses Loos nicht allein. Schon drei Familienväter waren seit einigen Wochen fortgewiesen worden . . . In dieser Thatsache liegt ein trauriges Kennzeichen der sozialen Zustände unserer Zeit! . . . So wird das Familienleben zwangsweise aufgelöst!

Der Raum ist ungefähr zwölf Meter lang und neun Meter breit. Gegenwärtig sind elf Familien mit mehr als vierzig Personen darin untergebracht. Jede Familie kann nur die nothwendigsten Sachen in der ihr angewiesenen Abtheilung aufstellen. Die übrigen Gegenstände werden in einem Schuppen aufbewahrt. Keine Familie darf den ihr zugetheilten Platz überschreiten. Die Abtheilungen sind durch Striche von einander getrennt. Ihr Flächeninhalt beträgt höchstens vier Quadratmeter.

Die Holzbaracke enthält außerdem zwei kleinere Räume, in denen zur Zeit zwanzig Personen Aufnahme gefunden haben. Ein vierter Raum dient als Schlafsaal für die Männer. Im Seitenbau schlafen die größeren Knaben. Für die Frauen und Kinder befindet sich der Schlafsaal im oberen Stockwerk des massiven Vordergebäudes . . . Während der Nacht ist also die Familie gänzlich zersprengt; die Angehörigen schlafen in drei verschiedenen Gemächern. Von einem ehelichen Verkehr zwischen Mann und Frau kann unter solchen Umständen keine Rede sein. Der ideale Wunsch des Kapitalismus ist erreicht: Kinder werden nicht mehr erzeugt; der Lebensunterhalt wird infolge dessen niedriger — und der Proletarier kann billiger arbeiten! Daß der Mann dadurch den Prostituirten in die Arme getrieben wird, daß andere Frauen und Mädchen seinen Geschlechtsdrang befriedigen müssen — dies bedenkt der edle Philantrop nicht! . . . Wo bleiben da die vor Sittlichkeit tiefenden Tugendphilister, die schwärmerisch-christlichen Moralisten? . . .

Im Parterre des Vordergebäudes sind in der Regel zwölf Familien mit durchschnittlich fünfzig Köpfen untergebracht. Hier tritt uns dasselbe Elend entgegen, als im Barackenbau . . .

So zusammengepfercht, müssen unter den Obdachlosen natürlich die mannigfaltigsten Unzuträglichkeiten, Zänkereien und Konflikte entstehen. Wie mir gesagt wurde, ist es zum größten Theil das harmlose Treiben der Kinder, wodurch heftige Szenen heraufbeschworen werden. Die kleinen Geschöpfe können sich nicht so leicht in die eiserne Disziplin und das strenge Anstandsleben schicken. Sie haben ja das Elend nicht verschuldet; ihr Unglück besteht lediglich darin, bei der Wahl ihrer Eltern unvorsichtig gewesen zu sein . . . Man spricht auch von Unrechlichkeiten der Bewohner unter einander. Ich kann nicht daran glauben. Denn keine der Familien hat Sachen im Besitz, die im Stande wären, Andere zum Diebstahl zu verleiten . . . Wer sollte sich nach Lumpen und wer nach trockenem Brote sehnen? . . . Möglicherweise sind die bedauernswerthen Leute doch so naiv, zu glauben, daß ihr armseliger Besitzstand den Reiz ihrer Mitmenschen erwecken könne! . . .

Auch im gegenseitigen Verkehr macht sich das denkbar größte Mißtrauen geltend. Niemand glaubt an die Verschwiegenheit und Aufrichtigkeit der übrigen Asylbewohner. Jeder hält die Anderen für Denunzianten, die Alles, was gethan und gesprochen wird, der Aufsichtsbehörde berichten. Ganz besonders wurde jenes jugendliche, üppig-schöne Weib, das ich beim Eintreten im Hofe sitzen sah, mit argwöhnischem Auge betrachtet. Man glaubte, sie spiele die Verrätherin, um sich bei den Beamten einzuschmeicheln. Vielleicht that man ihr Unrecht . . . vielleicht war ihre Schönheit der Grund zum Verdacht!

Man flüstert sich nur leise und verstohlen in die Ohren. Familienangelegenheiten werden erst recht geheimnissvoll verhandelt und erledigt . . . Während der Unterhaltung ermahnte mich die Gattin meines Bruders wiederholt mit ängstlich stehender Miene: die Stimme zu dämpfen. Dabei sog ihr Blick schon und forschend von Tisch zu Tisch . . . Ist der Aufenthalt in den Baracken für das Familienleben schon peinlich genug — in gesellschaftlicher Beziehung wird er geradezu unerträglich! . . .

Für alle Bewohner befindet sich im Vorderhause eine gemeinschaftliche Küche. Hier strömen sie zusammen, um ihr karges Mahl zu bereiten. Von dieser Einrichtung werden die Frauen in der Holzbaracke am härtesten betroffen; bei Wind und Wetter müssen sie über den Hof hinweg . . . Morgens zeitig und Abends spät! Kopf an Kopf sieht das „Ewig-Weibliche“ um den „trauten“ Heerd

vereint. Sämmtliche Regeln der modernen Kochkunst werden zur Anwendung gebracht. Oberste Regel ist natürlich die Sparfameit; dieser müssen sich die gastronomischen Gelüste fügen. Dem Magen des Feinschmeckers dürften die Gerichte, welche hier gesotten werden, freilich nicht konveniren . . . ein fürstliches oder kommerzienrätliches Diner sieht ungleich anders aus — von den Genüssen der armen Junker noch gar nicht zu reden! . . .

Was ich vorhin als unmöglich geschildert, das mag in der Küche zuweilen vorkommen — die gegenseitige Entwendung von Nahrungsmitteln! Dazu bietet sich in der That reichliche Gelegenheit. Oft wird die Aufmerksamkeit der Frau von anderen Dingen gefesselt. Viele sind sogar genöthigt, den Heerd zu verlassen, wenn auch nur für kurze Zeit. Insbesondere muß die besorgte Mutter abwechselnd zu ihren Kindern eilen, die sie unbeaufsichtigt in der Zimmerabtheilung zurückließ. Unterdessen wird geschöpft, gezerrt, gefahndet — zum Nachtheil der Abwesenden! . . . Allerdings sind solche Unrechlichkeiten nur die Folge der drückendsten Armuth. Die bedauernswerthen Opfer des modernen Elends suchen ihre lange Mahlzeit auf Kosten Anderer zu erhöhen . . . Hungernde Menschen sind zu Allem fähig! Ehe man diese Unglücklichen mit Steinen bewirft, möge man die Ungleichheit der heutigen Gütervertheilung beseitigen! . . .

So spielt sich das Leben bei „Hamburgs“ ab; so entrollte es sich meinem Blick. Wer ein empfindsames Herz besitzt, dem muß das moderne Elend als eine furchtbare Anklage erscheinen . . . Nun wird man erwarten, daß die Obdachlosen kostenfrei in das für sie errichtete Asyl ausgewiesen werden. Weit gefehlt! Sie müssen die ihnen gewährte „Wohlthat“ bezahlen — überreichlich bezahlen! . . .

Alle Einrichtungen des Asyls mögen noch so drückend sein — sie sind nur unbedeutend im Vergleich zu jener Art, wie die persönliche Freiheit der Bewohner eingeschränkt wird. Wer die Hausordnung nicht mit eigenem Auge sah, dem klingen ihre rücksichtslosen Bestimmungen schier unglücklich. Wir geben an dieser Stelle ihren Inhalt wörtlich wieder:

„Die Obdachlosen unterstehen der Aufsicht der vom Armenamte angestellten Beamten, deren Anordnungen sie sofort unweigerlich Folge zu leisten haben.

„Kein Obdachloser hat Anspruch auf bestimmte Räume, und muß daher ein Jeder das Zimmer beziehen, das ihm vom Aufseher angewiesen wird, beziehentlich muß er in dem angewiesenen Raum seine Effekten einstellen.

„Fremden Personen, welche nicht mit einem Ueberweisungs- oder Erlaubnißscheine des Armenamtes versehen sind, ist der Aufenthalt in dem Grundstücke unbedingt untersagt, sodas also den Obdachlosen auch die Annahme von Besuch nicht gestattet ist.

„Die Obdachlosen haben unter sich Frieden zu halten und Streitigkeiten gänzlich zu vermeiden.

„Die Erregung ungebührlichen Lärmes, die Vornahme von Arbeiten, mit welchen störendes Geräusch verknüpft ist, überhaupt alle Handlungen, welche die Belästigung der Mitbewohner verursachen, sind strengstens untersagt.

„Mit Feuer und Licht ist behutsam und vorsichtig umzugehen. Insbesondere ist den Anordnungen der Aufseher betr. des Auslöschens der Lichter pünktlich nachzukommen. Unter Umständen kann den Obdachlosen der Gebrauch des eigenen Lichtes untersagt werden.

„Die Obdachlosen, welche die ihnen angewiesenen Räume zeitweilig verlassen, haben bis längstens 9 Uhr Abends in dieselben zurückzukehren. Macht es sich zur Aufrechterhaltung der Ordnung erforderlich, daß zu einer früheren Zeit die Rückkehr statzfinden hat, so ist den bezüglichen Anordnungen auf das Pünktlichste nachzukommen.

„Es ist den Obdachlosen streng verboten, in trunkenem Zustande in die ihnen angewiesenen Wohnräume zurückzukehren oder geistige Getränke in dieselben mitzubringen. Unter Umständen haben die einpassirenden Obdachlosen zu gestatten, daß ihre Kleider und Effekten von den Aufsehern untersucht werden.

„Die Obdachlosen haben sowohl bezüglich ihrer Person, als auch bezüglich der Räume, die ihnen angewiesen sind, für die größte Ordnung und Reinlichkeit Sorge zu tragen und den hierüber gegebenen Anordnungen sofort nachzukommen. Ebenso haben die obdachlosen Mütter für die Reinhaltung ihrer Kinder zu sorgen.

„Wer gegen die Vorschriften dieser Hausordnung nur im geringsten Punkte verstößt, oder wer die Anordnungen der Aufseher nicht befolgt, hat seine sofortige Einlieferung in die städtische Arbeitsanstalt zu gewärtigen; wohingegen derjenige, welcher sich widerspeltlich zeigt, seine Arretur durch Organe der königlichen Polizeidirektion zu erwarten hat.

„Für die Benutzung der vom Armenamte zur Verfügung gestellten Räume hat jede erwachsene Person für den Tag 10 Pfennige zu entrichten; für jedes Kind ist von den Eltern für den Tag 5 Pfennige zu bezahlen. Diese Beträge sind pünktlich jeden Sonntag an den Aufseher abzuführen. Wer sich in der Bezahlung dieser Vergütung säumig zeigt oder dieselbe ganz unterläßt, hat seine sofortige Begewweisung aus dem Grundstück oder seine Ueberlieferung nach der Arbeitsanstalt zu gewärtigen.“

Jeder Kommentar zu dieser kategorischen Hausordnung ist überflüssig; mich erinnerte sie an die Verhaltensmaßregeln der Gefängnisse und Zuchthäuser. Was haben die Unglücklichen denn verbrochen, daß man sie so schonungslos und diktatorisch behandelt? Sie sind lediglich Opfer

der Wohnungsnoth geworden — sie fanden kein Obdach!

. . . Das, was ich beobachtet und geschildert habe, dürfte dem Asyl den Charakter einer „wohlthätigen Einrichtung“ vollständig nehmen. Noch weniger wird der humane Zweck dadurch erreicht, daß man jeden säumigen Zahler in das städtische Arbeitshaus überliefert.

Rechnen wir aus, was den Obdachlosen jährlich der Aufenthalt in den Baracken kostet, so ergibt sich für eine Familie mit zwei Kindern die ansehnliche Summe von Einhundertneun Mark fünfzig Pfennig. In Wirklichkeit sind aber die meisten Familien bei Weitem zahlreicher. Die Mithie wird infolge dessen entsprechend höher . . . Und dafür lediglich ein Massenquartier, wo es keine persönliche Freiheit mehr giebt? Es ist herrlich weit gekommen mit der Humanität unseres Jahrhunderts! . . . Für derartige Beträge könnte man doch mindestens Einzelwohnungen mit Zubehör beanspruchen, natürlich ohne jener barschen Hausordnung unterstellt zu sein. Selbständige Logis, aus zwei Räumen bestehend, sind in den Vorstädten nicht theurer, als der Aufenthalt in den Baracken. Nur genügt die Zahl solcher Wohnungen nicht, um die Obdachlosigkeit zu bannen.

Durch jene „wohlthätige Einrichtung“ erzielt die Stadtverwaltung ein glänzendes Geschäft. Das Zimmer im Hauptgebäude, wo wir zwölf Familien mit durchschnittlich fünfzig Personen untergebracht sehen, ergibt für das städtische Budget einen Gesamttertrag von rund Ein tausend drei hundert und fünfzig Mark! . . .

In den Abendstunden begab ich mich nochmals zu „Hamburgs“. Als ich die Thür des Barackenzimmers öffnete, drang mir eine furchtbare Stidluft entgegen. Sie schnürte mir förmlich die Kehle zu. Das Gemach war dicht mit Menschen gefüllt — die Obdachlosen waren sämmtlich heimgekehrt . . . Der Fremde hätte wahrscheinlich das Asyl für ein übervolles Restaurant gehalten.

Von der scheußlichen Atmosphäre zurückgetrieben, schloß ich die Thür und entfernte mich. Diese Luft war mit dem Pesthauch des Todes geschwängert. Mir ist gesagt worden, daß der Aufenthalt im Asyl während des verfloffenen Winters beinahe fünfzig Kinder als Opfer gefordert habe — und ich halte dies für durchaus wahrscheinlich!

So sieht das moderne Elend in der Großstadt aus. Trotz seiner erschütternden Tragik war das geschaute Bild doch nur ein winziges Glied aus der sozialen Nachtseite. Das Leben birgt im Schooße der großen Stadt noch ganz andere Schrecknisse.

Die Maschine im Schuhmachergewerbe. *)

Bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts herrschte die Handarbeit in der Schuhmacherei ohne jede Einschränkung.

Vorher hatte in diesem Jahrhundert nur eine Reform in der Schuhfabrikation stattgefunden, indem gegen Ende der dreißiger Jahre der deutsche Schuhmacher anfang, statt, wie seit Alters her, den Boden an den Schaft anzunähern, ihn mit Hilfe von Holz-nägeln anzustriken begann.

Bei wichtiger als dieses aus Amerika eingeführte technische Verfahren ward die gegen Ende der vierziger Jahre aus Nordamerika eingeführte Nähmaschine. Dieselbe war ursprünglich für den Schneider bestimmt, es gelang aber bald, sie auch für den Schuhmacher geeignet zu machen. Sie ward zunächst die unentbehrliche Gehilfin für die Anfertigung der Schäfte. Die Nähmaschine wurde von den Schuhmachern mit Freuden begrüßt, denn die schwere und nicht allzu häufig vollständig rein gelingende Leistung, eine schöne gleichmäßige Naht zu steppen, leistete die Maschine in überraschend sicherer und dazu schneller Weise. Besonders seitdem die Nähmaschinen mit Doppelstoppfisch, welche jedes Leder steppen können, eingeführt und ihr Preis bedeutend ermäßigt wurde, bürgerte sie sich rasch ein.

Die Schuhmacher-Nähmaschine wurde die Gehilfin beim Schaftbau sowohl im Klein-, als auch im Großbetriebe, dagegen machte sich letzterer allein die weiteren Hilfsmittel im Schaftbau zu eigen, so die in den sechziger Jahren eingeführte Bängelmaschine, die Handpresse, welche die Theile der Schäfte für Kinderstühle u. a. anspreßt und so beim Zuschneiden und Material erspart. Die Handpresse ist aber schon ersetzt durch eine neuere Maschine, welche die Arbeit noch mehr erleichtert und beschleunigt: die Stanzmaschine. In den sechziger Jahren traten in den Dienst der Schuhfabrikation ferner die Defensenähmaschine u, welche die Defen in die Schnürschäfte selbstthätig einwebt, und die Knopflochnähmaschine, welche die Knopfschöber an die Schäfte zum Knöpfen ebenfalls selbstthätig ansnäht; ferner sind anzuführen die Leder spaltmaschine, mit deren Hilfe dem Oberleder eine gleichmäßige Stärke verliehen und das Sohlenleder egalisiert und gepaltem werden kann. Außerdem giebt es eine kleinere Hilfsmaschine zum Schneiden und Umbiegen der Riemen, sowie die Abschrägmaschine welche die Kanten der Schäfte abschärft, und endlich die Walkmaschine, welche dazu dient, die Schäfte in eine Fuß und Bein entsprechende Form zu bringen; als neueste Erfindung ist die Knopfanähmaschine anzuführen.

Mit diesen Erfolgen der modernen Technik auf dem Gebiete des Schaftbaues gingen Hand in Hand solche auf dem Gebiete des Bodenbaues. Die sinnreichsten mechanischen Hilfsmittel traten hier in Thätigkeit. Doch ausschließlich hat sich die Großproduktion mit ihnen ausgerüstet, ihr hoher Preis macht sie bei einem Betriebe, der sie nicht voll ausnützen kann, unrentabel. 1857 erfand ein Amerikaner die Pflock- oder Holznagelmaschine, 1858 kam ebenfalls in Amerika die erste Sohlennähmaschine zur Aufstellung. Ihr folgten die Sohlenmaschine zum Nähen der verwendeten Arbeit und die Geldoppelmaschine zum Rand-einstechen mit farbigem Faden. Mit diesen drei Sohlennähmaschinen war das Ziel, jede Art von Sohlenbefestigung auf mechanischem Wege auszuführen, erreicht. Ihre außerordentlichen und vorzüglichen Leistungen haben sehr viel zu den Erfolgen der Fabrikanten gegenüber den Handarbeitern der Schuhmacher beigetragen. Hierzu kommt noch, daß jetzt mit der Stanzmaschine die Sohlen, Absatzflecke, Kappen und der Rand ausgestanzt werden. Das Klopfen der Sohle wird jetzt durch die Sohlenledermalz, das Nähen der Sohlen durch Nib-, Sohlenmaß- und Sohlenplättmaschinen besorgt, kleine Hilfsmaschinen schärfen die Kappen, schneiden die Leder, spalten und ringeln. Ist der Stiefel im rohen fertig, so muß er noch ausgeputzt werden. Auch das besorgen nunmehr die Maschinen, welche Absatz und Sohlenschnitt abraspeln und diese sowie die Sohlen selbst abglazen und zuletzt den vorher mit der Hand geschwärzten Absatz und Sohlenschnitt polieren.

Neben der Steigerung der Arbeitsleistung und der Rohstoff-

*) S. auch Nr. 4 dieses Mattes.

ersparnis, die auf diesem Wege erzielt wird, kommt in Betracht, daß die mit der Maschine vorgerichteten einzelnen Stücke die größte Gleichmäßigkeit zeigen, ein Umstand, der die weitere Vorarbeit sowohl mit der Hand, namentlich aber durch die Maschine wesentlich erleichtert.

Das Streben unserer Zeit, jeden Arbeitsprozeß zu erleichtern, zu beschleunigen und wohlfeiler zu gestalten und das dadurch immer mehr hervortretende Bestreben nach möglicher Unabhängigkeit von menschlichen Arbeitskräften haben auch in der Schuhmacherei zu großartigen technischen Errungenschaften geführt. **Fast alle Handgriffe bei der Herstellung des Schuhwerkes können von jetzt an durch Maschinen verrichtet werden.** Nur eine einzige Tätigkeit, allerdings eine der wichtigsten, das Aufzwicken des Schaftes auf den Leisten, ist noch von keiner Maschine in befriedigender Weise übernommen worden, obwohl es auch dazu an Versuchen bis jetzt nicht gefehlt hat. Es wäre aber thöricht, anzunehmen, daß nicht auch für diesen Teil der Schuhmacherei bald die geeignete mechanische Vorrichtung erfunden werde welche weitere menschliche Arbeitskräfte in der Schuhmacherei entbehrlieh machen wird.

Die Triebkraft für die Hilfsmaschinen war ursprünglich die Kraft der menschlichen Hand oder des menschlichen Fußes. Mit der stärkeren Verwendung der Arbeitsmaschinen kamen auch immer mehr Betriebsmaschinen in Verwendung.*)

Die hier geschilderte Entwicklung der Maschinerie, die rasche Aufeinanderfolge der Erfindungen, welche allem Anscheine nach nur den Anfang einer langen Reihe von Erfindungen bedeutet, zeigt schon, in wie hohem Maße auch die Schuhmacherei, die am Beginn der kapitalistischen Produktionsweise für immer dem Kleinbetriebe gefesselt schien, der Revolutionierung ausgesetzt ist. Es ist für Jedermann einleuchtend, daß die in den nächsten Jahren zu erwartende Einbürgerung dieser und anderer Maschinen den ganzen Produktionsprozeß der Schuhmacherei von Grund aus umgestalten wird.

Aber auch schon jetzt merkt man den Beginn dieses Umgestaltungsprozesses. Neben der Einführung der Maschinen läßt eine immer tiefer einschneidende Umgestaltung der Arbeitsteilung, eine Verschiebung in der Zahl der Meister und Gehilfen und im Verhältnisse der Groß- zu den Kleinbetrieben.

Klassenglück oder Massenglück.

B. W. Bekanntlich erfreut sich nur der zwanzigste Teil der modernen Gesellschaft einer sozialen Lage, welche den Glückstrieb der menschlichen Natur einigermaßen befriedigt. Neunzehn Zwanzigstel des Volkes dagegen sind derartig dürftig gelohnt, so übermäßig angestrengt, so mangelhaft gebildet und den Gefahren der Erwerbslosigkeit, des leiblichen wie geistigen Verkommens derart ausgesetzt, daß sie im Verhältnis zu jenen besser Situierten unglücklich genannt werden müssen. Kurz, unsere Gesellschaft produziert allenfalls Klassenglück, aber kein Massenglück.

Massenglück ist aber das Ziel der großen Bewegung, in welcher sich ein beträchtlicher Teil unseres Proletariats bereits befindet, und welche die Gesamtheit des leidenden Volkes zu erfassen verspricht. Wir, die Befenner dieser Tendenz, halten dieselbe für moralisch. Indessen bringen unsere Gegner mancherlei Einwände gegen die Moralität unserer Tendenz vor. Prüfen wir einige dieser Einwände! Der Glaube an die Moralität unserer Bestrebungen wird durch solche Prüfung zur festen Ueberzeugung werden.

Da treten uns zunächst jene wunderlichen Ränze entgegen, welche in dem Dasein einer elend lebenden Gesellschaftsklasse wie überhaupt in dem sozialen Klassenthum eine weiße Einrichtung des gütigen Schöpfers oder der Natur erblicken. So freut sich der Pfaffe Townsend, welchen Karl Marx aus dem Dunkel ans Licht zog, darüber, daß eine Tendenz zur „Ueberschwelung“ vorhanden sei, welche einen Teil der Bevölkerung im Elend halte. Die „Gesellschaft“ bedürfe durchaus einer Masse elend lebender Menschen, welche zu den servilsten, schmutzigsten und gemeinsten Berrichtungen des Gemeinwesens bereit seien. Durch die Existenz solcher Menschen werde der Fonds von menschlichem Glück sehr vermehrt. Drum sei es unmoralisch, das Elend aus der Welt schaffen zu wollen. Das Armengesetz z. B. müsse verworfen werden, weil es „die Harmonie und Schönheit, die Symmetrie und Ordnung dieses Systems, welches Gott und die Natur in der Welt errichtet haben, zu zerstören“ strebe. Aehnliche Gründe wurden vorgebracht, um die Gegner der Sklaverei in Nord-Amerika zu schlagen. Ein ähnlicher Gedanke schwebte schon Aristoteles vor, als er meinte, die Sklaverei könne erst dann abgeschafft werden, wenn sich die Weberschifflein von selber bewegen würden. Noch heute spukt der Gedanke von der Unmenschlichkeit des „Pöbels“ herum, und zwar in den Schädeln unserer Bourgeoisie. Mancher Genosse hörte wohl schon ein „gebildetes“ Bürgerlein also sprechen: „Wer wird in der sozialistischen Gesellschaft die groben unangenehmen Arbeiten thun, z. B. Steine klopfen und Kanäle reinigen wollen?“ — Obwohl dieser Einwand von einem Stumpfsinn, gegen den „selbst Götter vergebens lämpfen“, oder aber von einer Selbstsucht, welche das Schweigen der Entrüstung verdient, erzeugt worden ist, wollen wir denselben doch zum Gegenstand einiger Betrachtung machen.

Falsch ist der Gedanke: Eine große Anzahl von Berrichtungen, welche die Menschheit nicht entbehren kann, sind so unangenehm, daß nur die äußerste Noth in Verbindung mit Rohheit Menschen zu denselben treiben kann. Freilich macht die Wohlfahrt der Gesellschaft unangenehme Arbeiten nötig. Aber die Anzahl derselben wird beständig vermindert durch neue technische Erfindungen; und vollends die sozialistische Gesellschaft wird in ausgedehntem Maße Maschinenthätigkeit an Stelle der peinlichen Menschenarbeit setzen und den Rest der letzteren mit

Erleichterungen und Verschönerungen umgeben, welche von den Sparjamen, nur auf Gewinn bedachten Kapitalisten verschmäht werden, ja wegen der Konkurrenz verschmäht werden müssen. Und sollten diese Mittel noch nicht im Stande sein, für die etwas unangenehmen Berrichtungen genug Menschen zu stellen, so wird die Einsicht vernünftiger Wesen, daß solche Berrichtungen doch gethan werden müssen, im Verein mit dem moralischen Triebe, welcher durch Lob und Tadel der Genossen eine ungewöhnliche Steigerung erfahren wird, sicherlich dazu im Stande sein. Sollte sich die Nothwendigkeit einzelner ungewöhnlich schwieriger oder gefahrvoller Arbeiten herausstellen, so könnten den moralischen Belohnungen auch materielle hinzugefügt werden.

Ganz unsinnig ist die Meinung, die sozialistische Gesellschaft werde Faulenzen erzeugen, welche sich von jeglicher Arbeit zu drücken suchen. Wie sollte das möglich sein in einer Gesellschaft, welche der Arbeit ihre frühere aufreibende Eigenschaft genommen hat, welche ihre Mitglieder in hohem Maße beaufichtigt, welche das Gefühl der Solidarität in allen Herzen lebendig hält und zudem nur denjenigen essen läßt, der arbeitet? Uebrigens pflegt die Unannehmlichkeit der körperlichen Arbeit von den Weißhänden stark überschätzt zu werden. Nur Leute, welche infolge einseitiger geistiger Tätigkeit oder völliger Nichtsthueri entartet sind, können der Meinung sein, „Holz hacken“ und „Steine klopfen“ seien Berrichtungen von besonderer Unannehmlichkeit. Die gesunde Menschennatur liebt geradezu körperliche Arbeit, wosern dieselbe mit Maß und Abwechslung ausgeübt wird, wie dies die Sozialisten verlangen. Die Ansicht aber, körperliche Arbeit sei etwas Niedriges und Entwürdigendes, dieses Produkt herrschaftlicher Ueberhebung, ist bereits jetzt im Schwinden begriffen und wird nach dem Siege der Arbeiterbewegung vollständig ausgerottet sein.

Nicht minder haltlos wie der soeben kritisierte ist ein anderer Einwand gegen die Moralität der Massenbeglückung, nämlich folgender: Die Emporhebung der untern Gesellschaftsklasse zu den Genüssen der obern Klasse wäre eine Verschwendung, wenn nicht etwas noch Schlimmeres; denn die „rohe“ Masse des Volkes ist nur roher Genüsse fähig und hat keinen Sinn für die höheren, feineren Freuden der „Gebildeten“. — Hierauf ist zu entgegnen: Die angeborenen Fähigkeiten der Menschen sind nicht nach Gesellschaftsklassen verschieden, sondern gleich. Dieselben Neigungen, dieselben Anlagen finden sich im Proletariat wie bei den Besitzenden. Erst der Einfluß sozialer Verhältnisse macht aus den Menschen theils wissende, für Geistesfreuden empfängliche, gebildete Menschen, theils unwissende, überwiegend für derbe Vergnügungen empfängliche, ungebildete Menschen. Wäre die soziale Lage aller Menschen eine gleich gute, so würde der „Pöbel“ verschwunden sein oder doch wenigstens aufhören, eine grobe Menschenmasse zu umfassen, würde das gesammte Volk sich einer Bildung des Geistes und Gemüthes erfreuen, welche heutzutage, in unserm Klassenthum, nur ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung besitzt. — Wer aber einwendet, der Mensch sei allerdings ein Erzeugniß der sozialen Verhältnisse, aber daneben auch ein Erzeugniß der Vorfahren, welche gewisse Anlagen auf ihre Nachkommen vererben; und diese Vererbung habe das Proletariat, dessen Vorfahren im allgemeinen Leute ohne höhere Geistesentwicklung seien, mit „Rohheit“ belastet — wer dies behauptet, der hat die Physiologie und die Geschichte zu Segnern. Die Physiologie kennt nämlich allenfalls eine Vererbung von Anlagen, welche auf einem außergewöhnlichen Gehirnbau beruhen, nicht aber eine Vererbung derjenigen Geistes Eigenschaften, welche sich auf der Grundlage eines gewöhnlichen, gesunden Gehirns unter dem Einflusse der Erziehung entwickeln. Eigenschaften letzterer Art sind aber im allgemeinen die Geistesvorzüge der Gebildeten. Dieselben sind demnach der Volksmasse zugänglich, wosern die große Masse mit gesunden Gehirnen ausgestattet ist; und das ist sie. Der gebildete Bourgeois, welcher behauptet, er sei infolge der Vererbung ein höheres beanlagtes Wesen, bedenkt außerdem gar nicht, daß die Bourgeoisie als Klasse nicht durch geistige, sondern durch wirtschaftliche Ueberlegenheit hervorgerufen wurde. Uebrigens spricht die Geschichte des Adels und der Fürstentümer bei weitem letzteren infolge beständiger Inzucht die Vererbung in verstärktem Maße wirken müßte, nicht gerade dafür, daß die Spitzen der Gesellschaft höher organisierte Wesen sind. „Man hat beobachtet, sagt F. A. Lange, daß die Bienen durch verändertes Futter aus den Larven der gewöhnlichen Arbeitsbienen sich willkürlich Königinnen ziehen können. Wenn sich herausstellt, daß der Mensch auf geistigem Gebiete derselben Entwicklung durch vervollkommnete geistige Nahrung fähig ist, so wird die Ueberhebung der glänzenden Figuren, die sich auf der Bühne der großen Welt bewegen, abnehmen, und es wird deutlich erkannt werden, daß dem Ruf nach Gleichheit eine tiefe und dauernde Berechtigung zu Grunde liegt.“

Gegen die Forderung gleich günstiger Lebensbedingungen für alle Menschen ist auch folgender Gedanke vorgebracht worden: Wie der Kampf ums Dasein in der Pflanzen- und Thierwelt bewirkt, daß die mangelhaften Wesen früh zu Grunde gehen, und vorwiegend die tüchtigen übrig bleiben und die Art fortpflanzen, und daß also die Art veredelt wird, so führt auch in der menschlichen Gesellschaft der Kampf ums Dasein, welcher bedingt ist durch die soziale Ungleichheit, zur Veredelung der Menschheit und zu höheren Kulturleistungen.

Zunächst ist es falsch, daß der soziale Kampf ums Dasein zum Siege des menschlich Tüchtigeren führt. Bekanntlich hängt der Sieg nicht nur von den Fähigkeiten

ab, welche den Kämpfenden innewohnen, sondern auch von den äußeren Waffen, welche sie zufällig führen. In der menschlichen Gesellschaft haben diese Waffen eine ganz besondere Wichtigkeit. Wie bei einem buchstäblichen Kampfe ein Schwächling siegen kann, weil er eine Feuerwaffe führt, während sein Gegner über große Körperkraft, aber auch nur hierüber, verfügt: so werden in der Gesellschaft zahllose hochbegabte Menschen unter die Untermöglichkeit unbedeutender Wesen gebracht, weil die letzteren die wichtigen Waffen einer vornehmen Geburt, des Geldes oder des von diesen Faktoren bewirkten Wissens besitzen; wie mancher Aristokrat wird von seinem Diener an natürlichen Geistesgaben und zudem an Körperlichkeit übertroffen, und wie mancher mittelmäßige Geist hat einen hohen Lehrstuhl inne oder einen Ministerposten, während hinter dem Pfluge ein geborener Philosoph oder Mathematiker wandelt, und im dumpfigen Fabrikraum bei übermäßiger und einseitiger körperlicher Anstrengung ein staatsmännisches Genie verkümmert! Demnach führt die soziale Konkurrenz durchaus nicht immer zur Auslese des Guten.

Indessen sagt F. A. Lange in seiner „Arbeiterfrage“: „Die Volkswirtschaft läßt hergebrachter Weise die Kultur mit dem „Urzäger“ oder „Urfischer“ beginnen, der durch einen Zufall oder ein Flug erfundenes Instrument, oder durch größere Kraft und Geschicklichkeit mehr Vorräthe erworben hat, als er braucht, und nun einen Theil derselben einem Andern, der Mangel hat, gegen gewisse Dienstleistungen abgibt. Weit einfacher und den Zuständen roher Urvölker angemessener ist die Annahme, daß statt des Urjägers und Urfischers ein frecher Räuber — oder, was dasselbe sagen will, Eroberer — die mit Gewalt Unterworfenen gegen Schonung ihres Lebens als Sklaven für sich arbeiten ließ. Der Räuber, von der unmittelbaren Noth und Sorge um das tägliche Brod durch seine Sklaven befreit, erhält Ruhe, Körper und Geist zu bilden und sich in seiner bevorzugten Stellung zu einem in mancher Beziehung veredelten Wesen heranzubilden. Es wird auf diese Weise ein Bildungsgrad möglich, der unter den gleichen Verhältnissen auf keine andere Art zu erzielen ist. Aus solchen veredelten Raubthieren scheinen sich die Adels- und Fürstengeschlechter aller Zeiten und Völker herausgebildet zu haben. Diese „edlen Geschlechter“ aber, so verhaßt uns ihr Ursprung sein mag, sind eben doch die wichtigsten Träger der Kultur geworden.“ — Mag sein! Aber kommt es etwa darauf an, daß die Menschheit einzelne wenige Erhebungen zum Glücke hervorbringt? Liegt das höchste Ziel der Menschheit darin, möglichst herrliche Kulturblüthen und -früchte zu erzeugen, gleichviel, ob dieselben Vielen oder Wenigen zu Gute kommen? Ist die Menschheit dazu da, der Kultur zu dienen? Nein! Die Kultur soll der Menschheit dienen. Kultur ist der Inbegriff all derjenigen vom Menschengeiste erzeugten Veränderungen der vorgefundenen Natur, welche das Wohl befinden der Menschheit fördern. Die Größe einer Kulturleistung wird also gemessen an der Größe der davon ausgehenden Beglückung. Zur Abschätzung der Glückgröße sind aber zwei Blicke zu thun: ein Blick, welcher die Stärke der Beglückung im Einzelwesen (die Intenfität) ermißt, und ein anderer, welcher die Ausdehnung der Beglückung über die Menschenmasse (die Extensität) prüft. Und zwar ist die Ausdehnung der wichtigerer Faktor; wenn es sich z. B. darum handelt, ob von zwei Menschen, von denen der eine leidet, der andere aber sich wohl befindet, der glückliche noch mehr beglückt oder der unglückliche von seinem Leide befreit werden soll, so ist entschieden das Letztere zu thun; denn Leid pflegt stärker empfunden zu werden als Lust. Demnach dürfen sogenannte Kulturzustände, welche eine Minderheit, die Herren, auf Kosten einer Mehrheit, der Sklaven, beglücken, nicht als echte Kulturzustände angesehen werden.

Wohl darf man einzelne solcher Zustände als Vorbereitungen der Kultur bezeichnen. Denn die Herrschaft einzelner mächtiger Persönlichkeiten entwickelte zuweilen in diesen Persönlichkeiten kostbare Geistes- und Charaktertugenden; und die Bevorzugung einzelner Stände schuf wenigstens diesen Ständen jene Freiheit von erdrückender Arbeitslast und materieller Noth, welche nötig ist, um das Wesen des Menschen zu höheren Formen zu bringen; die Wissenschaft wäre z. B. nicht auf die heutige Höhe gelangt, wenn nicht bevorzugte Stellungen eine Menge von Denkern hätten frei werden und reifen lassen. Aber, wie gesagt, die Formen der Herrschaft in der Weltgeschichte können nur als Vorbereitungen der Kultur, und das nicht einmal alle, angesehen werden. Ihre Mission ist erst dann erfüllt, wenn die unter ihnen erzeugten geistigen und materiellen Güter allen Menschen zu Gute kommen.

Diese Zeit der Erfüllung, der allgemeinen Befreiung derjenigen Güter, welche während der Herrschaftsformen unter dem Leide der Volksmassen herangebildet wurden, die Zeit, in welcher Freiheit möglich ist ohne Unterdrückung, ist gekommen und bedarf nur noch der Ereignisse, welche die Umwandlung unserer Gesellschaft in eine echte Kulturgesellschaft veranlassen. Das erkennt auch derselbe Lange, welcher auf die guten Seiten der Herrschaftsformen aufmerksam macht:

„Diesenigen — sagt er — welche glauben, es möge dabei gut sein, daß immer das eigentlich Menschliche nur in den Bevorzugten zum Ausdruck gelange, sind im Irrthum; denn die Massen wollen das nicht mehr geben, und dieser leimende Bille beweist ihre beginnende Reife für eine höhere Form des Daseins. Stören wir uns deshalb nicht an die Kleinmeister, die auf die Geschichte hinweisen und uns allfing noch einmal predigen, was wir uns längst an den Kinderstühlen abgelaufen haben: daß zu allen Zeiten Adel und Reichthum und Stände gewesen, daß die Masse immer nur zum Weiden und Arbeiten, zum Dulden und Gehorham dagewesen, daß Vernunft und Gerechtigkeit

*) Vorstehende Ausführungen beruhen auf Angaben in dem Buche des Dr. Max Schöde über die moderne Entwicklung des Schuhmachergewerbes, das wegen seines reichhaltigen Materials trotz des kleinbürgerlichen Standpunktes des Verfassers den Bibliotheken der Schuhmachervereine zur Anschaffung bestens zu empfehlen ist. (Erschienen bei Gust. Fischer in Jena. Preis M. 3,60.)

immer bloße Ideale gewesen, und daß alle Idealisten, Plato mit seinem Vernunftstaat an der Spitze, stets in der Praxis schmächtig Schiffbruch gelitten hätten! Wir verstehen die Geschichte besser als diese Kleinmeister; denn wir wissen, daß das tausendfältige Mühsal, das endlich doch werden soll, nur jenen wohlbelannten Grundzug des Schaffens und Bemühtens in einer besonderen Form seiner Erscheinung darstellt. Wir wissen auch, daß niemals, nie seit den Anfängen der Geschichte die Gesamtheit der geistigen und materiellen Bedingungen des Völkerebens eine so große innere Umwandlung unter der schwachen Hülle der bestehenden Formen erlitten hat, als in den letzten hundert Jahren.

Diese Umwandlung der geistigen und materiellen Bedingungen des Völkerebens drängt mit unwiderstehlicher Gewalt auf eine Gesellschaftsform zu, welche der Herrschaft und der Sklaverei entbehrt, vielmehr allen ihren Mitgliedern eine gleichmäßige Freiheit gewährt und also die Bedingungen zur Entfaltung des Massenglücks darbietet. Utopisten werden freilich diejenigen genannt, welche von dem Bestehen dieser Gesellschaft des Massenglücks überzeugt sind; aber Utopisten sind vielmehr sie, die da glauben, jene Proletariatsmassen aller modernen Nationen, welche im Geiste ausgezogen sind, das Land der geschichtlichen Verheißung, das Land der Massenbeglückung, zu finden, welche starken Willens und solidarisch geschlossen marschieren und beständigen Zuwachs an Mannschaften erhalten, könnten dauernd entwegt oder durch Zureden veranlaßt werden, wieder heim zu ziehen, oder auf ein unüberwindliches Hindernis stoßen; Utopisten sind sie, die an den ewigen Bestand des Klassenstaates mit seinem bloßen Klassenglücke glauben.

Politisches und Sozialpolitisches.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ drückt, um ihre Stellung zum Lohnkampfe der Arbeiter zu bezeichnen, den Streik-erlaß des verstorbenen Ministers v. Puttkamer unter wiederholten Beifallsbezeugungen ab. Wahrscheinlich wird also eine Aenderung in der behördlichen Praxis nicht eintreten.

Die Annahme, daß die Steuerreformvorlage in Preußen, die in der Thronrede angekündigt und wiederholt von offiziöser Seite als vollständig fertiggestellt bezeichnet worden war, jetzt fallen gelassen oder wenigstens für längere Zeit aufgeschoben ist, gewinnt immer mehr Glauben. Mit direkten Steuern hat der Reichstag bekanntlich nicht gern etwas zu schaffen.

Der Berliner Innungsausschuß bekommt vom Staate jährlich 12 000 Mark Subvention, natürlich aus den Steuergroschen aller Staatsbürger, also auch der Arbeiter. Ein naserweiter Innungsmeister fragte neulich, wo das Geld bleibe. Die Antwort lautete, das ginge ihn nichts an. Die Reise der Innungsmeister im Dezember v. J. nach Friedrichsruh wurde schon auf neue Rechnung gemacht.

Im Oesterreichischen Abgeordnetenhaus hat bekanntlich der liberale Abg. Plener vor längerer Zeit einen Gesetzentwurf über Arbeiterkammern eingebracht. Ein Reichsrathsbeschuß, welcher in dieser Frage berathen sollte, hat nun eine Arbeiter-Enquete einberufen, um zu hören, wie die Arbeiterschaft den Antrag der deutschen Opposition beurtheile. Bezüglich der ersten Frage (Einführung von Arbeiterkammern sprachen sich die Arbeiter bis auf zwei zustimmend aus, betonten jedoch, daß die im Entwurfe Pleners gekennzeichnete Kompetenz der Kammern unzulänglich erscheine und daß die in Aussicht genommene Zahl von neun Abgeordneten, welche die Kammern in den Reichsrath zu entsenden hätten, entschieden zu gering sei. Die Handelskammern hätten dreißig Sitze, trotzdem sie einen geringeren Wirkungsbereich besäßen als der für die Arbeiterkammern in Aussicht genommene. Ferner verlangten alle Redner, daß die Regierung gesetzlich anzuhalten wäre, die Vorschläge der Arbeiterkammern zu berücksichtigen, und endlich forderten die Arbeiter, daß die Kammern mit den Gewerbeinspektoren in amtliche Verbindung zu bringen wären. Das beschränkte Stimmrecht fand natürlich auch die schärfste Zurückweisung. Die „Christlich-Sozialen“ unter Führung des Paters Eichhorn, des Nachfolgers Schönerer's, hatten einen Putsch vor und wollten die nach Wien berufenen Arbeiter für ihre Sache gewinnen, indem sie ihnen ein Programm vorlegten und dessen Annahme empfahlen. Die Arbeiter gingen nicht auf den Leim und lehnten ab. Abgeordneter Bernertorfer, der Mitglied des Ausschusses ist und von diesen Umtrieben Kenntniß erhielt, nagelte die Machination Eichhorn's im Protokoll der Enquete fest, worüber die Antisemiten natürlich Jeter schreien.

Das italienische Ministerium Crispi hat seine Entlassung eingereicht, weil die Kammer mit seinen Steuervorschlägen zur Deckung des Defizits nicht einverstanden war. Crispi wird aber wahrscheinlich die Bildung eines neuen Kabinetts übernehmen.

Ein kräftiges Wort für allgemeine Abrüstung hat Gladstone in einer Zuschrift an das in Paris erscheinende, der Verbreitung der Friedensideen gewidmete Blatt „Le Désarmement“ (die Abrüstung) ausgesprochen. Der Brief des greisen britischen Staatsmannes lautet in der Uebersetzung:

„Das in Paris zu dem Zwecke, Europa an seiner Umwandlung in ein Kriegslager zu verhindern, gebildete Komitee besitzt meine wärmsten Sympathien. Mit Bedauern hatte ich die mir von Ihnen gebotene Gelegenheit ungenützt gelassen, darüber jene Prinzipien zu bekunden, denen ich mein Leben als Politiker gewidmet habe. Ich würde Sie mit

meiner persönlichen Mithilfe unterstützen, wäre ich nicht so betagt und durch andere gebieterische Verpflichtungen so sehr in Anspruch genommen. Sie erfahren vielleicht mit Genugthuung, daß schon 1842, wo doch die Kämpfer Europas nicht den dritten Theil von heute erreicht hatten, der Premierminister Sir Robert Peel dieselben im Parlamente für übermäßig und für den Frieden gefährlich erklärte. Was würde er erst heute über die furchtbaren Kontingente sagen, welche Europa mit großen Kosten unterhält?“

Freireligiöse Gemeinde. Nachdem das Provinzial-Schulkollegium mit Genehmigung des Ministers von Gohler dem Stadtverordneten Kunert die Ertheilung des Moralunterrichtes in der freien Gemeinde verfügt hatte, beschloß der Vorstand dieser Gemeinde, nach Ablauf eines kurzen Urlaubs des Herrn Kunert, denselben zu ersuchen, den Unterricht wieder aufzunehmen und schon am Mittwoch, den 27. Februar in seine Funktionen als Jugendlehrer wieder einzutreten. Die Gemeinde sanktionirte diesen Vorstandsbeschuß mit Einstimmigkeit. Die Angelegenheit ist damit in ein Stadium gerückt, in welchem man gespannt sein darf, welche Schritte die königlichen Schulbehörden, an die Herr Kunert bereits unterm 19. Februar ein scharfes Schreiben gerichtet hat, in der Sache nunmehr unternehmen werden.

Ausweisung. Leipzig, 24. Februar. Am letztvergangenen Freitag ist der Eisenbrecher Taubert auf Grund des Sozialistengesetzes aus dem Stadtbezirk der Stadt Leipzig ausgewiesen worden. Dem „Wähler“ entnehmen wir, daß der Ausgewiesene nur in gewerkschaftlicher, nicht aber in politischer Beziehung hervorgetreten ist. Bemerkenswerth erscheint es übrigens, daß das nationalliberale „Leipz. Tagebl.“ so gute Beziehungen zur politischen Polizei unterhält, daß es bereits mehrere Tage vor der offiziellen Zustellung des Ausweisungsbefehles über diese Thatfache zu berichten wußte.

Der sogenannte „neue Mahlow-Fring-Prozess“ ist jetzt eingestellt, nachdem er neun bis zehn Mal vertagt worden war. Wie man sich erinnern wird, sollte dieser Prozess den Schuhmann Fring, welchem das Landgericht I die Glaubwürdigkeit abgesprochen hatte, rehabilitiren. Wenn dies nicht gelingen sollte, so könne — erklärte der Minister v. Puttkamer im Abgeordnetenhaus — der genannte Beamte nicht im Staatsdienste bleiben. Thatsächlich ist Fring jetzt Stationsvorsteher-Aspirant in Dognhausen.

Polizeilich nicht genehmigt wurde in Berlin eine Wählerversammlung für den 6. Reichstagswahlkreis, die am Donnerstag mit der Tagesordnung: Gründung eines Wahlvereins (Referent Herr W. Werner) stattfinden sollte. Das Verbot ist um so auffälliger, als Versammlungen mit derselben Tagesordnung in anderen Stadttheilen nichts in den Weg gelegt worden ist.

Die Leipziger Polizeibehörde hat neuerdings abermals einen Verein, welcher nur dazu bestimmt war, gewerkschaftlichen Interessen zu dienen, auf Grund des Sozialistengesetzes aufgelöst. Das Verbot betrifft den neugegründeten Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler, in welchem die Polizeibehörde eine „Fortsetzung“ des schon vor längerer Zeit aufgelösten Fachvereins der Tischler erblickt.

Die Dresdener Arbeiter haben neuerdings allen Saal- und Aul-Veranstaltungen zu Arbeiterversammlungen nicht hergeben, einen Verneinungskrieg angekündigt. Insbesondere sollen auch alle Arbeiterinnen aufgefordert werden, solche Lokale zu meiden. Im Nothfalle beabsichtigt man Schritte zu thun, um ein eigenes Arbeitervereinshaus zu begründen. In Berlin ist man jetzt bekanntlich auch entschlossen, den Wirthen die Zähne zu zeigen.

Gewerkschaftliches, Vereine.

Malerstreik. Coburg. Das Malerpersonal (35 Mann) der A. Riemann'schen Porzellanfabrik legte heute, den 25. Februar, die Arbeit nieder und zwar wegen Lohnindifferenzen. Unsere Forderungen sind sehr billige. Wir bitten daher alle Herren Kollegen, uns in unserm Vorhaben nach Kräften zu unterstützen, dann ist der Sieg unser. Briefe u. s. w., sind zu richten an Albert Schmidt, Coburg, Kanonenweg 4. Zugang bitten wir vor allen Dingen fern zu halten. Arbeiterfreundliche Blätter werden um Aufnahme gebeten.

Aufruf an sämtliche Dachdecker Berlins. Kollegen, da sämtliche Baugewerke schon längst in die Lohnbewegung eingetreten sind und unsere Ausgaben sich von Zeit zu Zeit gewaltig erhöht haben, durch Steuern und Mieten. — da wir auch den langen Winter fast vollständig ohne jeden Verdienst gewesen sind, so rufen wir euch, Kollegen, zu: wacht auf aus eurem Winterschlaf und aus eurer Lethargie. Zeigen wir, daß wir gekommen sind, unsere Lage zu verbessern und unseren einzigen Besitz, unsere Arbeitskraft so hoch wie möglich zu verwerthen, da unsere Arbeit die gefährlichste und anstrengendste ist. Kollegen, wenn ihr nun Willens seid, eure Lage zu verbessern, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen, so rufe ich euch nochmals zu: seid einig und erscheint vollständig und pünktlich in der nächsten Versammlung, welche noch näher bekannt gemacht wird. J. A.: S. Mehlstein.

Rohrleger-Versammlung. Am Montag, den 25. ds., Abends 8 Uhr, fand eine große öffentliche Versammlung der Rohrleger und Berufsgenossen Berlins in Grätzel's Bierhallen, Kommandantenstr. 77—79, statt. Die Theilnahme war eine sehr rege. Den Vortrag hielt Herr Gottfried Schulz über Innung und Fachverein.

Arbeiterbildungsverein Berlin N. Die öffentliche Arbeiterversammlung, die am Freitag bei Nacht, Brannenstr. 38, stattfand, beschloß nunmehr endgültig die Gründung eines „Arbeiterbildungsvereins Berlins N.“ In den Vorstand wurden gewählt die Herren Hugo Lehmann als 1., Bernau als 2. Vorsitzender; Fied als 1., Treidel als 2. Kassirer; Flehner als 1., Müller als 2. Schriftführer; Baum als Beisitzer; Emil Schmidt, Brandenburg, Ernst Behrend als Revisoren.

Freie Vereinigung und Fachgenossen der Maurer Berlins. Sonntag, den 3. März, Vormittags 10 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Rindt, Köpenickerstr. 100, Generalversammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Panow über die englischen Trades-Unions und deren Organisation. 2. Diskussion. 3. Bericht der Revisoren. 4. Bericht des neuen Mitgliedes werden aufgenommen. — Kollegen, der unter obigem Namen gegründete Verein macht sich zur Aufgabe, die materiellen, geistigen und sittlichen Interessen der Berliner Maurer mit aller Entschiedenheit zu vertreten. An Euch liegt es nun, den Verein stark zu machen, um den Druck, welchen uns die Kapitalistenkoalition aufbürdet, von uns abzuwälzen. Der Verein zählt bereits 1400 Mitglieder, allerdings wenig genug von einer Gewerkschaft, welche nach Tausenden zählt. Wenn trotz der ungünstigen Jahreszeit die obige Zahl erreicht wurde, so wird man daraus schließen können, daß die Maurer wohl begriffen haben, was eine straffe Organisation auszuführen im Stande ist. Um nun das Ziel, welches wir uns gesetzt haben, erreichen zu können, werden sämtliche Kollegen ersucht, dem Verein beizutreten. Ihr wißt, ohne einheitliche Organisation keine wirksame Propaganda, keine wirksame Aktion. Die Vereinsorganisation ist das Zusammenfassen der Kräfte, ihre Sammlung in einem Brennpunkt. Der Einzelne kann wenig ausrichten, die Vereinigung in der Gesamtheit wird alles erreichen.

Die Zentral-Kranken- und Begräbniskasse der Sattler und Berufsgenossen Deutschlands „Hoffnung“ (G. S. 64), Ortsverwaltung Berlin, hielt am Sonntag eine außerordentliche Mitgliederversammlung ab mit der Tagesordnung: 1. Vorschläge

zum Zentralvorstande. 2. Wahl der Abgeordneten zu der in Dresden stattfindenden Generalversammlung. 3. Verschiedenes. Nach Aufstellung der Kandidatenliste für den Zentralvorstand wurde beschlossen, statt der berechtigten 11 nur 9 Delegirte zu entsenden. Und wurden hierzu durch Stimmzettel folgende Herren gewählt: 1. Damman, 2. Schwarz, 3. Maschulat, 4. Ahmann, 5. Bombien, 6. Leifer, 7. Sachs, 8. Kieß und 9. Kadel.

Nationale Kranken- und Begräbniskasse der deutschen Gold- und Silberarbeiter und verwandten Berufsgenossen (G. S.). In der am Montag in Lammer's Salon stattgefundenen Mitgliederversammlung wurde der bisherige Vorstand einstimmig wiedergewählt; zu Beisitzern die Herren F. Schulze, L. Schöfer, S. Adam, B. Tischentzler, R. Blau und G. Sella; zum Ortsamtmann M. Wollmann; zu Krankensuchern der gesammte Vorstand und Ortsamtmann, wie die Herren Brocke, Lehmann, Bäcker, Jakob, Böhring, Hainzinger, Meier, Kempowatz, Köppling, Nieger, Hensel und Lehmann. Ein Antrag, das Kassenlokal zu verlegen und bei künftigen Versammlungen von dem Lammer'schen Lokale abzusehen und solche Lokale benutzungen, deren Besitzer den Arbeitern eine entgegenkommende Haltung beobachten, wurde mit allen gegen drei Stimmen angenommen.

Berliner Metallarbeiterverein. Zahlstellen: Süden: Gottfried Schulz, Kottbusser Platz. Köllner, Kottbusser Platz. Werschke, Waldstr. 16. Henke, Gitschiner- und Brinzenstrassen-Ecke. Hoffmann, Rigdorf, Bergstr. 132.

Osten: Lorenz, Rantaustr. 41. Böhl, Rüdersdorferstr. 9. Haugl, Weinstr. 22.

Norden: Justiz, Bernauerstr. 103. Michels, Ackerstr. 26. Wolf, Chausseest. 73. W. Friz Schnide, Kirchbachstr. 7.

Westen: Hasel, Varutherstr. 8. R. Weiß: Bog, Rathenowerstr. 98, Ecke Dreßelstraße.

1. Kassirer: Otto Klein, Ritterstr. 15. 2. Kassirer: Leuzner, Reinickendorferstr. 48.

Vorstand: 1. Vorsitzender R. Nieth, 1. Stellvertreter Ledwin, 2. Stellvertreter Seidow. 1. Kassirer D. Klein, 2. Kassirer Leuzner. Schriftführer E. Fahrenwald. Protokollführer R. Weier, Groß, Schumann. Revisoren Wobig, Bredow, M. Fahrenwald.

In die Arbeitsnachweis-Kommission wurden folgende Kollegen gewählt: Volthe, Bertram, Knecht, Lorenz, Brähler, Koser, Stadler, Grube, Schulz, Kurgas, Eißke, Wenzel, Kirsch, Kraus und Risch.

— Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter und verw. Berufsgenossen. Versammlung am Sonnabend, den 2. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Kommandantenstr. Nr. 77—79 (Gratweil'sche Bierhallen). Vortrag des Herrn Kudziora über Moralstatistik.

— Verein der Einseher (Tischler). Sonntag, den 3. d. M., Vormittags 10 Uhr, Neue Friedrichstr. 44. Versammlung. L. O.: Vortrag des Herrn Dr. S. Sperling.

— Fachverein der Puzer. Sonntag, den 3. d. M., Vormittags 11 Uhr, bei Scheffer, Inselstr. 10, Mitgliederversammlung. Tagesordnung: Wie stellen sich die Mitglieder des Fachvereins zu dem von der öffentlichen Versammlung der Puzer Berlins gefassten Beschuß, betreffend die Verkürzung der Arbeitszeit auf neun Stunden.

— Fachverein der Former und verw. Berufsgenossen. Sonntag, den 3. d. M., Vormittags 10 Uhr, Versammlung in Faustmann's Lokal, Invalidenstr. 144. Tagesordnung: Vortrag des Herrn Birch.

— Vereinigung der Drechsler Deutschlands (Ortsverwaltung Berlin III.) Versammlung am Montag, 4. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Andreasgarten bei Holzmann, Andreasstr. 26.

— An die Maler, Lackier, Anstreicher und verwandten Berufsgenossen Berlins! Große öffentliche Versammlung am Freitag, den 8. März, Abends 8 Uhr, im Königsstädt. Kasino, Holzmarktstr. 72, wegen Lohnbewegung.

— Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen. Versammlung am Montag, den 4. d. M., Abends 8 1/2 Uhr im Vereinslokal, Louisestädtsches Klubhaus, Annenstr. 16, I.

— Freireligiöse Gemeinde, Rosenthalerstr. 38. Sonntag, den 3. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille über: „Die Phantasie, eine Quelle des Glücks.“ Gäste, Damen und Herren, sehr willkommen.

Literarisches.

Von der „Neuen Zeit“, Stuttgart, Verlag von J. G. W. Dietz, ist soeben das dritte Heft des 7. Jahrganges erschienen. Inhalt: Abhandlungen: Die Klassengegnisse von 1789. Zur hundertjährigen Gedenke der großen Revolution. Von Karl Kraus. (Fortsetzung.) — Die Rechnungsergebnisse der deutschen Unfall-Versicherungsgesellschaften im Jahre 1887. — Emanuel Hans Sag' Hausindustrie in Thüringen. III. Theil. Besprochen von Dr. Bruno Sogoclan. — Iphen und Höfion. Von Paul Ernst. — Zum sozialistischen Geschichts-Verlauf. — Literarische Rundschau. — Notizen.

Soeben ist erschienen das 14. und 15. Heft von der „Französischen Revolution“. Vollständige Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789—1804. Von Wilhelm Mos. Mit vielen Porträts und historischen Bildern. (Stuttgart, Dietz.) Zu beziehen durch alle Expediteure, pro Heft 20 Pfennig.

„Vom „Volkstrend“, illustrierte Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung mit den Beiläutern „Die Kunstsalz“ und „Der Hausarzt“ ist soeben das neueste Heft erschienen und ist der Inhalt wiederum ein sehr reichhaltiger.

Briefkasten.

Abonnent. Beim Wahl-Zensussystem hat nur der Bürger das Wahlrecht, der mindestens eine gewisse Steuersumme zahlt. **A. B.** Gewöhnliche Beleidigungen verjähren in drei Monaten, Majestätsbeleidigungen erst in fünf Monaten.

Anfrage. Kann und einer unserer Leser mittheilen, wo sich in Berlin die Fachschule der Heizer befindet?

Jakob. Amtsgericht II, Neue Friedrichstraße durch schriftliche Eingabe, ohne Gründe. — In jeder größeren Buchhandlung, Verlag von Dietz, Stuttgart. Auch im „Arbeiternotizkalender“ abgedruckt. **J. Z. 101.** Ewargelisch, wenn Sie nicht ausdrücklich ausgetreten sind.

Pyris. Adressen sehr willkommen.

A. S. Nürnberg. Betrag für Januar erhalten. — **S. W. Neudorf.** Alles erhalten.

W. S. Magdeburg. Ihren Brief, mit der Bestellung von Bildern, haben wir Herrn A. Koshardt, Brandenburgstr. 56, überwiesen.

Fachverein. Sie müssen anmelden.

Wannheim. Die Kündigung kann jeden Tag erfolgen, womit sofort die 14 tägige Frist beginnt.

Drechsler. Bericht zu spät erhalten. Berichte müssen Donnerstag Mittag in unseren Händen sein, Annoncen und kurze Vereinsanzeigen bis Freitag früh.

Vereinschriftführer. Warum kein Inserat? Ihr Verein hat doch Inserirung beschloffen.

Naturverein Norden. Anzeige regelmäßig zu spät.